

Der Stern
Heft 42 * 12. Jahrgang * 17. Oktober 1959 * Verlagsort Hamburg
Inland mit „Sternchen"
50 PF
Günther Podola:
Ich habe noch drei Tage zu leben
Rolf Gillhausen und Joachim Heldt berichten aus dem Land ohne Tränen

Bri

NICHT ALLEIN SCHULDIG

(Zu dem Bericht „In Europa gingen di aus")

Die schematische Aneinanderreihung der Tatsachen zeigt das schauderhafte Spiel, das damals hinter den Kulissen der großen Politik gespielt wurde. Kann man nach diesem Bericht noch an eine Kollektivschuld des deutschen Volkes glauben?

Mönchen-Gladbach A. van Kooperen

So sehr Ihr Bericht in Ordnung ist, so vermisse ich doch, daß die Vorgeschichte des Konflikts mit Polen zu kurz kommt. Jahrzehntelang lebten deutsche Bauern in der Gegend von Posen, aber viele von Ihnen mußten bereits 1934 ihre Höfe verlassen, weil sie die Schikanen der Polen nicht mehr ertragen konnten.

Hagen Alfons Stiller

Ein richtiger Stern-Bericht: Sachlich, spannend, neutral und unabhängig. Wir jungen Schweizer schätzen diesen Bericht sehr, denn auch bei uns wird in der Schule selten über die geschichtlichen Ereignisse nach 1918 gesprochen.

Bachenbülach (Schweiz) Alfred Geissmar

Ich habe die Primaner, bei denen ich Geschichte und Gemeinschaftskunde gebe, auf diese Serie hingewiesen. Aus dem Bildmaterial wollen sie einen Bericht zusammenstellen, der in unserem Klassen-Schaukasten ausgelegt wird.

Wolfenbüttel S. Martini, Studienrat

Das Bild von der zehnjährigen Kazimiera vor der Leiche ihrer toten Schwester ist erschütternd, aber der amerikanische Fotograf hat kein Recht, es



Vor 20 Jahren in Warschau aufgenommen

zur Hetze gegen uns Deutsche zu benutzen. Er sollte sich an Dresden erinnern, wo Hunderttausende Deutsche von der amerikanischen Luftwaffe ermordet wurden.

Münster Luise Scharf

Sie versuchen, der Sowjetunion die Schuld an diesem Krieg in die Schuhe zu schieben. Ihre Lügerei ist die Fortsetzung der Dolchstoß-Legende von 1918.

Hamburg Gerhard Kniss

Mit meinen neunzehn Jahren kannte ich bisher die Geschichte der letzten Jahrzehnte nur ungenügend. Durch Ihren Bericht weiß ich, warum uns so manche Ausländer schief anschauen.

Gräfelfing b. München Manfred Berger

Bei einer Rückschau sollte nicht nur die Schuld des Unterlegenen, sondern auch die der Sieger angeprangert werden. War die Abschlachtung der Deutschen in Bromberg vielleicht nur eine Goebbelssche Propagandalüge?

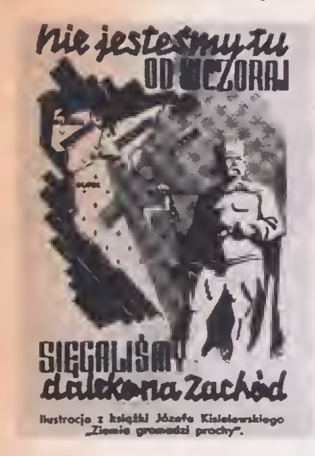
Berlin-Haselhorst Dieter Drömer

Zum Überfall auf Polen kann ich aus eigener Erfahrung beweisen, wie richtig Ihre Darstellung ist. Im November 1939 bezog bei uns in Marburg eine bayrische Division Winterquartier. Ein Infanterie-Regiment ließ bei mir ihr Kriegstagebuch über den Polenfeldzug drucken. Darin stand, daß der Angriffsbefehl am 25. 8. die Truppe erreichte und daß dann die Formationen in der Nacht zum 26. 8. wieder in die Ruhestellung zurückgezogen wurden. Als der Adjutant die Korrekturabzüge holte, sagte ich: „Das bedeutet die

Festlegung von Deutschlands Kriegsschuld." Im Text wurde dann alles ausgemerzt, was den Überfall beweisen konnte. Für mich war dieser Einblick ein Argument mehr für meine Ablehnung des verbrecherischen Systems.

Marburg/Lahn — HERMANN BAUER, Buchdruckereibesitzer

Selbst wenn Hitler eine Verständigung gewollt hätte, so wäre sie doch am polnischen Größenwahn gescheitert. Schon im März 1939 riefen polnische Redner in tumultartigen Massenversammlungen die Parole aus: „Auf nach Danzig! Auf nach Berlin!" Beiliegend sende ich Ihnen ein Zeitungsinserat aus jener Zeit. Es fordert mit historischer Begründung die Verschiebung der polnischen Westgrenze bis Lübeck und Leipzig, deren Namen auf dieser Karte polnisch geschrieben sind.



1939: Polen reicht bis Lubeka (Lübeck)

Berlin — KARL PETERS

AUF DIE HÖRNER GENOMMEN

(Zu dem Bericht „Der Mann, der zuviel wollte"; Stern Nr. 37)

Ich freue mich von Herzen, daß der Herr Dominguin von einem seiner Stiere zu dreivierteln aufgespießt wurde. Hoffentlich geht es allen diesen Touristen-Gigolos bald ebenso. Es ist eine Schande, daß es so menschenunwürdige Schauspiele wie diese Stierkämpfe noch gibt. Vielleicht hören dann auch Sie auf, solche widerlichen Bilder zu publizieren.

Amsterdam — H. REICHER

WESPENNEST ARBEITSAMT

(Zu einem Brief an die Sternleser; Stern Nr. 39)

Welche Freude zu lesen, daß Sie in das Arbeitsamt-Wespennest gestochen haben. Ich suchte als 43jähriger Textilkaufmann Arbeit. Das Amt gab mir zwölf Seiten Fragenbogen, verlangte zwei Fotos und Zeugnisabschriften. Dan erklärte man mir, daß die Arbeitsmöglichkeiten für mein Alter äußerst gering seien. Müssen Beamte Pessimismus verbreiten?

Kohlscheid — OTTO DYCKHOFF

Eine mir bekannte Dame aus Bern schrieb in französischer Sprache an mehrere Arbeitsämter großer Städte und bat darum, ihr eine Arbeit zu vermitteln. Sie hat von keinem dieser Ämter Antwort bekommen.

Mannheim — IRMGARD G. TIETZ

Der übliche Arbeitsplatzwechsel – gestern hier, morgen dort – kann für eine so große Organisation keine ernstliche Aufgabe mehr sein. Um so mehr müßte sie sich den langfristig Arbeitslosen widmen. Rund 21 000 Menschen sind bei der Bundesanstalt gemeldet, die schon lange arbeitslos sind.

Kassel — KARL HEINRICH

Ich habe am eigenen Leibe erfahren, wie unsozial unsere Arbeitslosenversicherung sein kann. Nach jahrelangen Leistungen wurde ich arbeitslos und verunglückte drei Tage später. Da dieser dritte Tag ein Sonntag war, konnte sich das Arbeitsamt auf den Standpunkt stellen, daß ich an diesem Tag noch nicht durch das Amt krankenversichert war. Das Sozialamt mußte einspringen. Als ich mich dann wieder gesund und zur Arbeit meldete, wurde mir eröffnet, daß für drei Tage die Unterstützung einbehalten werde, „da anläßlich der Erkrankung Abmeldung unterblieben ist". Daß ich durch den Unfall dazu nicht in der Lage war, wurde nicht berücksichtigt. Ich habe Beschwerde dagegen eingelegt, aber eine Antwort habe ich heute noch nicht.

Frankfurt-Niederrad — OTTO K. SIEGEL

BETRÜBLICHE WAHRHEIT

(Zu den Berichten über Spanien)

Ich bin Spanier, überzeugter Monarchist und Student in der Bundesrepublik. Für den Mut, den Du, lieber Stern, gehabt hast, die betrübliche Wahrheit über das Franco-Regime und mein armes geliebtes Spanien zu sagen, danke ich Dir von ganzem Herzen. Ich danke Dir für alle diejenigen, die verzweifelt zusehen müssen, wie der Westen mit der Diktatur flirtet. Ich kann leider nur bestätigen: Deine Reporter haben richtig und objektiv beobachtet.

Frankfurt — FERNANDO ALEGRE

Ihr Artikel ist doch recht schwarzweiß gefärbt. Gewiß ist die polizeiliche Autorität im Franco-Staat größer als in anderen Ländern, gewiß gibt es großes soziales Elend, aber ich habe in vielen Gesprächen mit dem Mann auf der Straße festgestellt, daß er doch recht zufrieden ist. Ihre Informationen kommen aus einer Richtung, die auch uns einiges zu schaffen macht: Aus den Kreisen der roten Resistance.

Rastatt — DIETER ZORN

Ich habe während eines monatelangen Aufenthaltes in Spanien viele arme Familien kennengelernt, die tatsächlich eng gedrängt in primitiven Wohnungen lebten und gerade so viele Peseten verdienten, daß sie ihr Leben fristen konnten. Sie waren aber glücklicher als mancher unter uns Wirtschaftswunderkindern. Und vergessen Sie nicht: Franco hat es immerhin verstanden, Spanien aus dem Zweiten Weltkrieg herauszuhalten.

München — WERNER M. LENZ

EINE EHRENURKUNDE

(Zu den Denksportaufgaben des Meisterdetektivs Zeus Weinstein)

Anläßlich der Jahreshauptversammlung der „World Federation of Detectives e. V." in Bad Godesberg wurde die Serie Ihrer Veröffentlichungen zur Sprache gebracht. Wir sehen darin einen Beitrag, die Öffentlichkeit darüber aufzuklären, daß der Detektiv weiter nichts ist als ein Wahrheitsvermittler, der im Sine der Wahrung berechtigter Interessen handelt. Die Veröffentlichung mag darüber hinaus auch dazu beitragen, die weitverbreitete Meinung richtigzustellen, ein Privatdetektiv sei ein Spitzel oder Dunkelmann. In dankbarer Anerkennung der Arbeit des geistigen Vaters von Zeus Weinstein erlaubt sich die „World Federation of Detectives e. V." Ihnen die Ehrenurkunde des Verbandes zu verleihen.



Ehrenurkunde für Zeus Weinstein

Bad Godesberg — KURT E. BORK, 1. Vorsitzender

Kinder sind mit dem ganzen Herzen bei der Sache. An ihre Kleidung denken sie zuletzt.

Was auch passiert,

– es gibt ja FEWA!

Das ist das Sensationelle: Das neue FEWA mit erhöhter Waschkraft wäscht jetzt sogar zartfarbige Kochwäsche und natürlich auch Ihre gesamte Buntwäsche. Feine, empfindliche Stoffe, Wollsachen und Farben schont FEWA wie bisher.
Vom hauchdünnen Perlonstrumpf bis zum bunten Bettbezug – das neue FEWA wäscht einfach alles!

FEWA-gewaschene Wäsche erkennen Sie am »gewissen Etwas«: Sie ist schmiegsam, griffig und immer – FEWA-frisch, FEWA macht die Wäsche wieder jung.



Das alles wäscht FEWA

Die gesamte Buntwäsche
Zartfarbige Kochwäsche
Wolle, Seide, Kunstseide,
Nylon, »PERLON«, Dralon,
Trevira, "Non-iron"-Stoffe.

Das alles reinigt FEWA

Polstermöbel, Teppiche,
Wandbespannungen,
Spielzeug
und vieles mehr.

Erhöhte Waschkraft – schonend wie bisher

...jetzt besser denn je!

F 36/59



Maria Perschy

ist eines jener wenigen Sternchen, denen der Film eine anspruchsvolle Rolle geben sollte, damit sie ihr schauspielerisches Talent auch unter Beweis stellen können FOTO: BRIGITTE DITTNER

Der Stern

erscheint im Verlag Henri Nannen GmbH Hamburg 1, Pressehaus, Telefon: 32 10 91 Fernschreiber: 021 11 83, Telegrammadresse: sternillus, Postscheckkonto: Hamburg 84 80

CHEFREDAKTEUR
Henri Nannen

STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR
Karl Beckmeier

VERANTWORTLICH FÜR AKTUELLES
Karl Heinz Krüger

Redakteure: Kurt Bacmeister, Horst Barkow, Günter Dahl, Ursula Fackelmann, Martin Guhl, Peter Güntzel, Galina Hellwege, Dr. Gerd Hennenhofer, Dr. Döralies Hüttner, Erhard Kortmann, Lydia Müller-Goltz, Wolfgang Schraps, Dr. Georg W. Schreiber, Helmut Sohre, Fritz Strempel, Dr. Gerriet Ernst Ulrich, Kurt Wolber

Chefreporter: Joachim Heldt

Fotoreporter: Claude Deffarge, Hans Fischer, Rolf Gillhausen, Gerd Heidemann, Eberhard Seeliger, Max G. Scheler, Gordian Troeller

Farbatelier: Eberhard Grastorf

TEXTBERATUNG
Reinhart Stalmann

VERANTWORTL. F. TATSACHENBERICHTE
Niklas von Fritzen

VERANTWORTLICH FÜR DEN ROMANTEIL
i. V. Arthur M. Schiersch

Autoren: Bruno Hampel, Hans Herlin, Joe J. Heydecker, Henry Kolarz, Hans Nogly, Victor Schuller, Will Tremper, Hans Wehrle

BILDERDIENST — Günther Beukert
ZEICHNUNGEN — Günter Radtke

DOKUMENTATION UND RECHERCHEN
Wolfgang Löhde, Dr. Walter Maass, Eberhard Fehringer, Hans-Joachim Ludwig, Carl-Heinz Mühmel, Rudolf Rossberg, Paul Walter, Lieselotte Brust

GRAPHISCHE HERSTELLUNG
Franz Kliebhan, Herbert Suhr, Kurt Will

KORRESPONDENTEN INLAND
Bonn: Mainhardt Graf von Nayhauß, Bad Godesberg, Rodderbergstraße 91, Telefon 12047
Berliner Redaktion: Hannes Dahlberg, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 71, Telefon: 97 44 54
Rhein-Main-Gebiet: Bruno Waske, Frankfurt am Main, Duisbergstraße 3, Telefon: 55 40 24
Niedersachsen: Lothar K. Wiedemann, Hannover-Mitte, Gellertstraße 7, Telefon: 13 136
Bayern: Donald Ahrens, München 2, Arcostraße 5, Tel.: 55 53 63, Fernschreiber: 052 32 04
Südwestdeutschland: Reinhard Ueberall, Stuttgart S., Hohenstaufenstr. 19, Telefon: 70 83 93

KORRESPONDENTEN AUSLAND
Buenos Aires: Wilhelm S. v. Elsloo, Libertad 2755, FLORIDA, Telefon 740—3277
Mailand: Dr. Mario Peloncini, Via Kramer 32, Tel.: 20 34 78, Telegramme: Criterium Milano
New York: Yvonne Spiegelberg, New York 28, N.Y., 1349 Lexington Avenue, Tel.: SA 2 77 00
Paris: Edmond Lutrand, Paris VIe, 15 rue de l'Echaudé-Saint-Germain, Tel.: DAN 90—94
Rom: Klaus Ruehle, Associazione della Stampa Estera, Via della Mercede 55, Telefon: 6 33 49
Wien: Dr. Ernst Brauner, Wien VII, Lindengasse 48, Tel. 44 46 76, Fernschreiber 01/11 62

Verantwortlich für den übrigen Inhalt: Karl Heinz Krüger. Preis des Einzelheftes 0,50 DM bei Lieferung frei Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr. Abonnements nebmen der Verlag und alle Postanstalten entgegen. Monatlicher Bezugspreis 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 21 vom 1. Januar 1959. Verantwortlich für Anzeigen: Karl Hartner, im „Sternchen" Peter Wörmer. Sämtliche Verantwortlichen wohnhaft Hamburg Bankverbindung: Brinckmann, Wirtz & Co, Hamburg 1, Satz: Gruner Druck GmbH, Hamburg, Pressehaus, Curienstraße. Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. Printed in Germany





DER STERN IN DIESER WOCHE



Fremde Haut

Zum erstenmal *in der Geschichte der Medizin gelang jetzt einem jungen deutschen Chirurgen die erfolgreiche Übertragung fremder Haut auf schwerste Verbrennungswunden* **SEITE 7**



Es ist höchste Zeit *für Indien. Im Land der heiligen Kühe und der Priester leben 400 Millionen Menschen im Elend. Sie hungern. Sie warten auf Hilfe. Rolf Gillhausen und Joachim Heldt kamen soeben aus Indien zurück. Ihr Bericht beginnt auf* **SEITE 24**



Die Lollo *hat Familienkrach: Während sie sich mit ihrem Sohn als zärtliche Mutter dem Fotografen zeigt, wollen ihre Eltern von der „mißratenen" Tochter nichts mehr wissen* **SEITE 12**



Wer ist Traven? *Ein berühmter Roman eines geheimnisvollen Autors ist jetzt verfilmt worden: „Das Totenschiff." Wer B. Traven ist, weiß niemand. Jede Suche war vergebens* **SEITE 98**



„Ich habe noch 13 Tage zu leben": *Günther Podola, wegen Mordes zum Tode verurteilt, schrieb seine Erlebnisse seit seiner Verhaftung auf. Der Fall wird neu aufgerollt* **SEITE 14**



HENRI NANNEN

Lieber Sternleser!

In diesem Heft werden Sie ein merkwürdiges Dokument finden. Es ist der Bericht des zum Tode durch Erhängen verurteilten Günther Podola, geschrieben in der Todeszelle des Gefängnisses im Londoner Stadtteil Wandsworth.

Es gibt wenig Zweifel daran, daß dieser Günther Podola ein Mörder ist. Und er ist, nach allem, was wir von ihm wissen, sicher keines falschen Mitleides wert. Ein Erpresser, wahrscheinlich ein Dieb, in jedem Fall ein wahrhaft unerfreulicher Zeitgenosse.

Ich kann Ihnen auch nicht sagen, ob das, was Podola schreibt, die Wahrheit ist oder ein letzter zynischer Versuch, seine Mitwelt zu bluffen. Immerhin schrieb er seinen Bericht im Angesicht des Todes — 48 Stunden bevor der britische Innenminister Butler überraschend die Hinrichtung aufschob.

Mit Recht werden Sie mich fragen, warum denn der STERN diesen Bericht abdruckt, wenn nicht um einer unerlaubten Sensation willen. Nun, ich war in der letzten Woche in London, und ich habe die Erregung der kühlen Engländer über den Fall Podola erlebt. Sie war stärker als selbst das Wahlfieber. Und diese erregte Diskussion um Podola hatte mit Sensation wenig zu tun.

Als nämlich bekannt wurde, daß

- Podola, der noch am Morgen vor seiner Verhaftung gesund war, acht Stunden später als ein blut-

unterlaufenes Nervenbündel in ein Krankenhaus eingeliefert wurde,

- die Polizei drei Tage lang verhinderte, daß ein Anwalt zu Podola vorgelassen wurde, weil der Häftling angeblich nicht vernehmungsfähig war,
- der Delinquent nicht am Tage nach der Verhaftung — wie es das Gesetz vorschreibt — seinem Richter vorgeführt wurde, sondern erst am fünften Tage, und das in aller Eile, obwohl Podola sich nicht auf seinen Beinen halten konnte und von zwei Detektiven halb getragen werden mußte,
- am gleichen Tage Innenminister Butler eine Anfrage im Unterhaus zu erwarten hatte und nunmehr die Beantwortung verweigern konnte mit der Feststellung, das „richterliche Verfahren" sei nun eröffnet und verbiete ihm eine Stellungnahme,

als das alles bekannt wurde, da taten sich ein paar höchst angesehene Londoner Geschäftsleute zusammen und bestellten diesem Podola auf ihre Kosten einen Anwalt, „weil in unserem Lande auch der Unwürdige sein Recht finden soll".

Diesen Londoner Bürgern ging es ebensowenig um Podola, wie es uns um die Person dieses Mannes geht. Aber es scheint, als habe auch der Prozeß im ehrwürdigen Londoner Old Bailey dem Recht nicht zu seiner Wirkung verholfen.

Von sechs medizinischen Sachverständigen haben vier dem Angeklagten Gedächtnisschwund attestiert. Der Ankläger aber redete auf die Geschworenen ein und zitierte „betrunkene Autofahrer, die in Zukunft nicht mehr verurteilt werden könnten, wenn Podola nicht gerichtet würde".

Es steht fest, und Podolas Anwalt Mr. Morris Williams hat es mir bestätigt, daß der Angeklagte kein Wort zu seiner Verteidigung gesagt hat. Wie leicht hätte er sich darauf hinausreden können, daß der Schuß gegen den Polizisten Purdy losgegangen sei, als dieser ihm seine Waffe aus der Tasche ziehen wollte. Und es steht fest, daß Podola keine Revisionsverhandlung und kein Gnadengesuch wünschte. Anwalt Williams hat den Antrag „aus eigener menschlicher Verantwortung" gestellt.

Zwei Tage, nachdem ich das Manuskript des Todeskandidaten in Händen hatte, wurde die Hinrichtung durch Innenminister Butler aufgeschoben. Hat ihn die Empörung der britischen Bürger über dieses unzulängliche Gerichtsverfahren dazu veranlaßt? Oder erfolgte der Hinrichtungsstopp am Ende wegen der bevorstehenden Wahlen?

Wir wissen es nicht.

Aber wir haben wieder einmal erfahren, wie problematisch die Todesstrafe ist. Ginge es noch dem Richter Mr. Justice Edmund Davies, dann würde Podola am 16. Oktober „an seinem Genick aufgehängt, bis der Tod eintritt". So lautet die traditionelle Urteilsformel.

In der Hand eines dem menschlichen Irrtum unterworfenen Mannes lag es, ihn dem Henker zu überantworten. Ein anderer, ebenso fehlbarer Mensch rettete ihn zunächst vor dem Strick, um ihn noch für eine Weile im Schatten des Galgens stehenzulassen.

Es geht nicht um den Lumpen Podola.

Es geht darum, daß keines Menschen Hand rein und stark genug ist, um das Schwert der Rache zu führen.

Herzlichst

Ihr

Henri Nannen





EXCLUSIV

Ein neues Leben beginnt für den 19jährigen Bernd Wolters. Noch vor drei Monaten galt der junge Chemiepraktikant als sicherer Todeskandidat, als hoffnungsloser Fall mit schwersten Verbrennungen am ganzen Körper, die er nach Weisheit der Schulmedizin nicht überleben konnte. Bei einem Betriebsunfall verbrannten 70 Prozent seiner Haut. Aber die Pioniertat eines Arztes und die Opferbereitschaft von 200 Arbeitskameraden haben Wolters' Leben gerettet

Ein junger Chirurg in Ludwigshafen, der 36jährige Dr. Friedrich Köpp, erarbeitete eine neue Behandlungsmethode gegen schwere Verbrennungen. Zur gleichen Stunde, als Experten beim Chirurgenkongreß in München resigniert feststellten, daß Hautübertragungen von Mensch zu Mensch nicht möglich seien, hatte Dr. Köpp in aller Stille seinen erfolgreichen Versuch gemacht. Er übertrug auf Bernd Wolters 10600 Quadratzentimeter fremde Haut und rettete ihn

Wie durch ein Wunder schließen sich die Wunden

Ein Bericht von Reinhard Ueberall

Mut und Nächstenliebe schreiben ein neues Kapitel in der Geschichte der Medizin

200 junge Menschen opferten ihre Haut





Moderne Samariter waren die Arbeitskameraden Bernd Wolters' vom Hauptlabor der „Badischen Anilin- und Soda-Fabrik" in Ludwigshafen (links). Hier geschah der Brandunfall. Unser Bild oben zeigt Bernd kurz zuvor, die Skizze daneben das Ausmaß der Verbrennungen II. und III. Grades. Weder an den Armen noch an den Beinen blieb auch nur ein Restchen Haut übrig. Nach dem Hilferuf Dr. Köpps opferten über 200 Kollegen wie selbstverständlich ein Stück ihrer Haut für den Verunglückten. Zwanzig Kameraden, die Verbrennungen bereits überstanden hatten, spendeten Blut, das nach den Erfahrungen Dr. Köpps besonders geeignet ist, das erste Krankheitsstadium gut zu überwinden. Zusätzlich verwandte er das von einem bekannten Pharmazeutischen Werk in Mannheim produzierte „Calcistin". Dieses Präparat verhütet Schocks, stillt Schmerzen, schaltet Juckreize aus, dichtet Gefäße ab und fördert das Anheilen neuer Haut



Von Mensch zu Mensch schien eine Hautübertragung nach den bisherigen Erfahrungen der Wissenschaft nicht möglich zu sein. Dr. Köpp aber schaffte es. Vom Oberschenkel der Hautspender entnahm er mit einem „Dermatom" 212mal einen Streifen von je 5 cm Breite und 10 cm Länge. Alle Stücke numerierte er, um festzustellen, wie sie sich mit seinem Patienten vertragen



Gesunde Hautstückchen von jungen und kerngesunden Spendern sind die Voraussetzung des Erfolges. Der 23jährige Friedrich Kern opferte seinem Freund Bernd Wolters gleich dreimal nacheinander je ein Stück. Dr. Köpp entwickelte für Haut-Transplantationen ein für Luft und Flüssigkeit gut durchlässiges Nylon-Verbandmaterial, das nicht klebt und nicht mit einwächst



Auf verbrannte Glieder kann die Spenderhaut nur nach einer komplizierten Sonderbehandlung aufgetragen werden. Bislang waren drei Operationen notwendig, um die Arme und Beine Wolters' abzudecken (rechts). Es ist wie ein Wunder – aber die Haut von 200 fremden Menschen heilt ein. Bernd will Arzt werden, um einmal vergelten zu können



Wagemut und Können brachten den Erfolg



Die „Generalstabskarte" des Assistenzarztes Dr. Köpp (links) ist ihm eine unentbehrliche Hilfe für seine erste mosaikartige und gelungene Hautübertragung fremder Haut auf tief verbrannte Körperstellen. Mit seinen Verfahren und der von ihm entwickelten Methode geht er ganz neue Wege. Seit Jahren sammelt der junge Arzt Erfahrungen. Im „Fall Wolters" ließ die „Badische Anilin- und Soda-Fabrik" schnell und uneigennützig eine von Dr. Köpp erdachte komplizierte Apparatur herstellen. Damit entwässert, unterkühlt und neutralisiert er die Spenderhaut nach einem genauen „Fahrplan". Die Nächstenliebe der Arbeitskollegen des schwerkranken Bernd Wolters verhalf dem Arzt mit zum Erfolg. Er selbst sitzt mit Pflegern und Schwestern Tag und Nacht am Krankenbett und war seit drei Monaten nicht mehr zu Hause. Nur so gelang es mit unendlicher Mühe, der Verbrennung Herr zu werden





Chef und Assistent arbeiten im Krankenhaus zu Ludwigshafen eng zusammen. Dr. Friedrich Köpp (links) ist der Schüler seines Chefarztes Professor Dr. Felix Jaeger (oben), der ihm den Spezialauftrag zur Erforschung der Verbrennungskrankheiten gab. Durch die Nähe der großen Fabriken in der „Chemie-Stadt" werden durchschnittlich 300 schwere Verbrennungsfälle jährlich ins Krankenhaus eingeliefert. „Der einmal beschrittene Weg sollte weiter fortgesetzt werden", sagen die Ärzte. Auch Deutschland müßte, wie England oder Frankreich, wenigstens eine Spezialklinik für Verbrennungen haben. Die Ludwigshafener Mediziner haben bewiesen, daß sie durch großzügige Mithilfe Taten vollbringen können, die in der Fachwelt Aufsehen erregen und künftig vielen Menschen gute Hoffnung geben werden. Der gelungene „Fall Wolters" wird ein Stück deutsche Medizingeschichte machen



Unser Loewe Opta
Ich
Vati
Mutti
GUTSCHEIN
An LOEWE OPTA AG. Kronach/Bayern
Bitte senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihren neuen Prospekt über Automatic-Fernsehgeräte.
Name
Wohnort
Straße
LOEWE OPTA
Wie wunderbar gemütlich Fernsehen mit LOEWE OPTA ist, hat auch Peter schon erfaßt. Ja, seitdem LOEWE OPTA-Fernsehempfänger vollautomatisch funktionieren, ist die Bedienung kinderleicht. Einmal das Bild richtig eingestellt, schaltet man nur noch EIN oder AUS.
Deshalb nur Automatic-Fernseher von ...
LOEWE OPTA

Ruhm

Es ist kein Krach. Aber man kann das Verhältnis zwischen der jetzt 34jährigen Gina Lollobrigida und ihren Eltern auch nicht als normal bezeichnen. Seit Gina durch Nahaufnahmen von ihrer Fülle vom unterbezahlten Statisten zur ernstzunehmenden Filmschaffenden avancierte, herrscht Spannung in der Familie. Zwar hat die Lollo ihren Eltern großzügig ihre abgelegte Komfortwohnung in Rom überlassen; zwar zahlt sie ihrem Vater pro Monat achthundert Mark. Aber Vater Lollobrigida kann es nicht verwinden, daß seine Tochter gegen seine schlichten moralischen Prinzipien verstieß. Eine Frau, die sich zur Schau stellt, ist für den ehrsamen Schreinermeister nicht respektabel. Niemand wußte bisher etwas von dem Familienzwist. Signor Lollobrigida plauderte ihn aus, als seine älteste Tochter, Guiliana, jetzt in London einen kleinen Beamten heiratete. Gina war entrüstet über ihren mitteilungsfreudigen Vater: Nur Gutes über einen Filmstar darf an die Öffentlichkeit dringen. – Zusammen mit ihrem Söhnchen Milko zog sich die Lollo in ein Bergdorf bei Trient zurück, um sich von den Aufregungen der letzten beiden Wochen zu erholen.

⟶

Alles nur gemimt. *Giovanni Lollobrigida und seine Frau Giuseppina blättern in einem Fotoalbum, das den Aufstieg ihrer Tochter vom Kleinkind zur „Gina Nazionale" zeigt. Sie nahmen das Album nur dem Fotografen zu Gefallen in die Hand. Ginas Filmbilder aber machen die beiden ebensowenig glücklich wie der Ruhm der Tochter. An ihren beiden jüngsten Töchtern holen die Eltern nach, was sie annehmen, an der weltberühmten Gina versäumt zu haben: Liebesfilme, bunte Kleider und Jazz sind verboten*





Die Lollo heute. *Als Decolleté-Star läßt sie sich kaum noch fotografieren, lieber als Mama, die mit Söhnchen und Schwiegermutter (oben) oder mit Söhnchen und Kinderschwester (links) die Umgebung ihres Urlaubsortes im Gebirge erforscht*

Nicht mehr lange *ist Milko allein. Seine Mama, die hier mit ihm spielt, hat verraten, daß sie wieder ein Baby erwartet. Diesmal will die Lollo dafür sorgen, daß niemand etwas von der Geburt erfährt. So sagt sie. Milko war damals von Ginas Mann und Manager, Dr. Skofic, bereits sechs Monate bevor es soweit war, angekündigt worden: zum Entsetzen von Ginas Eltern*

schmeckt nicht jedem

Trotz aller Erfolge: die Eltern der Gina Lollobrigida halten ihre Tochter für mißraten





Dies ist das Foto, *das man dem zum Tode verurteilten Günther Podola im Prozeß zeigte. Er erinnerte sich dunkel, die Frau gesehen zu haben. Sie heißt Ruth Quandt, lebt in Berlin und war mit Podola verlobt. Das Kind, Podolas Sohn Michael, ist jetzt 9 Jahre alt und lebt ahnungslos in einem Berliner Kinderheim. Ruth Quandt heiratete einen amerikanischen Sergeanten und ging nach USA. Nach einem Jahr wurde sie geschieden und kam nach Berlin zurück. Jetzt hat sie vergeblich versucht, in London um Podolas Leben zu bitten*



Sie hörte die Stimme *eines Unbekannten am Telefon: Fernsehstar Verne Schiffman sollte erpreßt werden. Sie ging zur Polizei, die nun ihr Telefon überwachte. Als der Unbekannte wieder anrief und 500 Dollar forderte, hielt sie ihn im Gespräch hin, bis die Detektive Purdy und Sandford vor der Telefonzelle standen, um den Anrufer zu verhaften. Es war Podola. Verne Schiffman erkannte seine Stimme vor Gericht wieder*

15000 Polizisten hatten ihn drei Tage lang verfolgt — *aber nun sitzt Günther Podola an beiden Händen gefesselt und mit einem alten Regenmantel bedeckt zwischen den beiden Inspektoren Viant und Vaughan im Polizeiauto. Als die Detektive Purdy und Sandford ihn vor drei Tagen an der Telefonzelle erwischten, war Podola noch einmal entkommen. Sandford hatte einen Wagen zu Hilfe holen wollen, da krachte plötzlich ein Schuß, und Purdy sank blutend zu Boden. Mit einem Riesenaufgebot an Detektiven, mit Einsatzwagen und Polizeihunden hetzten die Londoner Polizisten nun den Mörder ihres Kollegen Purdy. Was bei der zweiten Verhaftung wirklich geschah, blieb während des Prozesses*

Podola: Ich habe nur noch

In der Todeszelle schrieb Günther Podola diesen Bericht. Er wußte nicht, daß



Hier schreibt ein Mann, der mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Mörder ist. Als er diesen Bericht niederschrieb, mußte er damit rechnen, nach 13 Tagen „an seinem Genick aufgehängt zu werden, bis der Tod eintritt". So lautet die Urteilsformel.

Unser Mitleid gilt nicht diesem Günther Podola. Es gilt der Familie seines Opfers, der Witwe und den drei Kindern des Londoner Polizisten Raymond Purdy. Es gilt dem Sohn des Mörders, dem achtjährigen Michael, der ahnungslos in einem Berliner Kinderheim lebt, und der Frau, die in diesen Tagen von Berlin nach London flog, um dem Vater ihres Kindes in der Stunde seines Todes nahe zu sein. Günther Podola, der ihnen allen dieses angetan hat, verdient wahrhaftig keine falsche Sentimentalität.

Wenn es aber stimmt, was der zum Tode Verurteilte behauptet, und was vier angesehene Ärzte bestätigen: wenn Podola wirklich sein Gedächtnis verloren hat — und wenn er es gar unter den Schlägen der Polizisten verlor, die ihn verhafteten —, dann wird am Ende ein Mann den Galgen besteigen müssen, der von seiner eigenen Tat nichts weiß. Dann wird diesem Günther Podola die letzte Gnade versagt bleiben, die kein irdisches Gericht einem zum Tode bestimmten Verbrecher entziehen darf: die Reue, ohne die es keine Erlösung gibt.

Gestützt von Detektiven *wird Podola erst fünf Tage nach seiner Verhaftung dem Richter vorgeführt. Das Gesetz schreibt diese Vorführung spätestens am zweiten Tage vor. Nun aber geschieht es in aller Eile, obwohl der verletzte Podola kaum allein stehen kann. Am gleichen Tage verweigert Innenminister Butler eine Antwort auf die Frage des Labour-Abgeordneten Paget: „Was geschah mit Podola?" Butler: „Kein Kommentar, das Verfahren hat begonnen." Damit war nach geltendem britischem Recht jede öffentliche Diskussion des „Falles Podola" untersagt*

ungeklärt. Wurde Podola von Viant und dem Zweieinhalbzentner-Polizisten Chambers zusammengeschlagen? Hat man ihn deshalb verhüllt, als man ihn in Hemd und Hose, ohne Strümpfe und Schuhe, ins Auto schleppte? Und was geschah nachher auf der Polizeiwache? Schließlich hat die Hotelwirtin Podola noch am Morgen gesund angetroffen. Als er acht Stunden nach seiner Verhaftung in ein Krankenhaus gebracht wurde, war er ein taumelndes Wrack. Das linke Auge war blau angelaufen, unter dem rechten Auge klaffte eine Wunde, und am Körper hatte er Prellungen. Drei Tage lang ließ man keinen Anwalt zu ihm, weil er angeblich vernehmungsunfähig war

13 Tage zu leben

48 Stunden später seine Hinrichtung aufgeschoben werden sollte

Am 16. Oktober werden sie mich hängen. Wegen Mordes an dem Polizisten Raymond Purdy. Nichts kann mich jetzt noch retten. Ich erwarte keine Gnade, und ich will sie auch nicht.

Meine Zelle im Zuchthaus von Wandsworth hat zwei Türen. Durch die eine bin ich hereingekommen. Die andere, auf die ich nun seit Tagen immer wieder hinsehen muß, führt in den Hinrichtungsraum.

Ich wüßte es nicht, wenn mir der Wärter nicht jeden Tag die Zeitungen brächte. In britischen Gefängnissen darf ein zum Tode Verurteilter die Zeitungen lesen, die er sich wünscht. In den Zeitungen steht, daß dies die einzige Zelle mit zwei Türen ist. Die Todeszelle. Und hinter der anderen Tür steht der Galgen.

Die Zeitungen berichten, daß mein Anwalt



Der Ankläger

Maxwell-Turner, Vertreter der Krone, kam mit zwei Regenschirmen aufs Gericht. Er hat mit Erfolg die Geschworenen – zwei Frauen, acht Männer – davon überzeugt, daß Podola seinen Gedächtnisschwund nur vortäuscht. Gegen die vier angesehenen Ärzte, die Podola eine „durch seelischen und körperlichen Schock hervorgerufene Amnesie" bescheinigten, argumentierte der Ankläger: „Wohin werden wir kommen, wenn dieser Mann, der einen unbewaffneten Polizisten erschoß, sich nicht verantworten kann. Jeder Angeklagte, der sich wegen Trunkenheit an nichts mehr erinnert, und jeder Autofahrer, der wegen eines Unfalls den Hergang des Unglücks nicht mehr rekonstruieren kann, wird in Zukunft auf diesen Fall hinweisen und verlangen, nicht verurteilt zu werden!" Das leuchtete den Geschworenen ein, obwohl es eine juristisch sehr anfechtbare Beweisführung ist. Denn jeder Angeklagte hat Anspruch darauf, nach seinem eigenen Fall und nicht im Hinblick auf andere Fälle beurteilt zu werden. Da Podola sich angeblich an nichts mehr erinnern konnte, mußte sein Anwalt resignieren: „Ich weiß nicht, ob Podola überlegt geschossen hat, ob er von Purdy provoziert wurde, oder ob die Waffe vielleicht losging, als Purdy sie ihm entwinden wollte. Ein Anwalt ohne Instruktionen seines Mandanten ist wie ein Klempner ohne Werkzeuge. Er kann nicht mehr tun, als seinen Daumen auf den Wasserrohrbruch zu drücken und auf das Beste zu hoffen." Nun hat Innenminister Butler die Hinrichtung aufgeschoben. Zweifelt auch er, daß die Verurteilung Podolas zum Tode durch den Strang gerecht war?

Der Sachverständige

Dr. Michael Ashby, beratender Neurologe an sechs Londoner Krankenhäusern, untersuchte Podola am 19. August und 7. September. Als Sachverständiger gab er vor Gericht folgende Erklärung ab: „Podolas ruhiger Schlaf, seine seelischen Reaktionen und sein Verhalten sind unvereinbar mit dem Zustand eines Simulanten. Meine Diagnose lautet auf psychogene Amnesie (psychisch bedingter Gedächtnisverlust). Auch Dr. Harvey, der Podola im Krankenhaus behandelte, Röntgenaufnahmen machte und ihm Flüssigkeit aus dem Rückenmark entnahm, erkannte auf Gedächtnisschwund. Die Sachverständigen Dr. Collin Edwards und Dr. Larkin waren der gleichen Meinung. Nur die Doktoren Leigh und Brisby sagten: „Podola simuliert!"

Mr. Williams darauf verzichtet hat, gegen meine Verurteilung Revision einzulegen. So hat er also getan, was ich ihm gesagt habe . . .

Ich will keine Berufung. Ich bin bereit zu sterben, obwohl ich mich nicht daran erinnern kann, einen Menschen getötet zu haben. Aber das Gericht hat es festgestellt, und es kann wohl nicht anders gewesen sein. Alle Beweise waren gegen mich.

Und dennoch: Ich versichere es im Angesicht meines Todes, daß mein Gedächtnis ausgelöscht ist bis zu dem Augenblick, als ich in meinem Bett im St.-Stephens-Krankenhaus erwachte.

Wenn ich den Verlust meiner Erinnerung vor Gericht simuliert hätte – warum sollte ich es jetzt noch tun? Jetzt, da ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu gewinnen habe. Ich will jetzt nichts, als Frieden machen mit mir selber. Wie wenig wiegt eine Lüge, wenn man sich in den letzten Tagen, die man noch zu leben hat, von ihr befreien kann. Wie schwer wiegt eine Lüge, wenn man mit ihr sterben muß . . .

Als der Richter Mr. Justice Edmund Davies mich verurteilte, sagte er:

„Sie sind des Mordes überführt, begangen an einem Polizisten, der in Ausübung seiner Pflicht handelte. Sie haben ihn getötet in der Blüte seines Mannesalters. Für diese ungeheuerliche Tat sieht das Gesetz als einzige Strafe den Tod durch Erhängen vor. Gott sei Ihrer Seele gnädig."

Aber Gott hat wohl kein Erbarmen mit mir.

Heute weiß ich nur, daß ich sterben muß. Und noch immer weiß ich nicht, wie das alles geschah. Ich muß einfach glauben, was die Gerichtsverhandlung ergab. Daß ich am 13. Juli den 36 Jahre alten Detektiv-Sergeanten Raymond William Purdy erschossen habe.

Denn ich kann nicht bestreiten, daß das Gericht mich fair behandelt hat. Man hat mir einen Rechtsberater gestellt und einen Anwalt. Man hat Zeugen gehört und Sachverständige. Und ich hätte mich frei verteidigen können. Aber ich wußte nichts zu meiner Verteidigung zu sagen. Denn ich weiß selber nicht, was ich getan habe.

Ich habe die ganze Anklage vor Gericht mit angehört. Mir war, als gälte sie einem Fremden. Vielleicht kann niemand, der dies liest, meine Situation verstehen:

- Ich soll am 8. Juli einer Frau Verne Schiffman einen Brief geschrieben haben. Darin stand, daß ich ein amerikanischer Detektiv sei, der seit fünf Jahren Material über das Leben der Frau Schiffman recherchiert habe. Ich sei bereit, ihr das Material für 500 Dollar zu verkaufen. Der Brief war mit dem Namen „Levine" unterschrieben. Aber die Sachverständigen sagen, es wäre meine Schrift.
- Ich muß dann – so hat es die Beweisaufnahme ergeben – am 12. Juli diese Frau Schiffman angerufen haben. Ich wollte sie erpressen, die geforderte Summe sofort zu bezahlen. Dabei hätte ich mich als Mr. Fisher ausgegeben, der für Mr. Levine arbeitete.

  Als Mrs. Schiffman fragte, wohin sie das Geld bringen solle, hätte ich geantwortet, darüber müsse ich erst mit Mr. Levine sprechen.

  Vor Gericht hat Mrs. Schiffman meine Stimme als die jenes Mr. Fisher wiedererkannt.
- Am Montag, dem 13. Juli – so sagt die Anklage – habe ich dann Mrs. Schiffman noch einmal angerufen. Ihr Telefon war überwacht. Und während ich noch mit ihr sprach, stürzten die beiden Detektive Purdy und Sandford in meine Zelle. Ich sei zunächst entkommen, dann aber von ihnen eingeholt worden, sagte Detektiv-Sergeant Sandford in der Verhandlung aus. Er habe Hilfe holen wollen, und in diesem Augenblick hätte ich eine Pistole gezogen, seinen Kollegen Purdy niedergeschossen und sei davongerannt.

Das alles sagt der Ankläger. Die Zeugen sagen es und die Sachverständigen.

Ich muß es glauben, aber ich verstehe es nicht.

Als sie mich ins Krankenhaus eingeliefert hatten, flüsterte mir ein Mann zu: „Sagen Sie doch einfach, der Schuß sei aus Versehen losgegangen. Ich bin Ihr Freund, ich rate Ihnen gut!"

Der Mann war, wie sich später im Prozeß herausstellte, Polizeisuperintendent Hislop gewesen. Dr. Ashby hatte ihm geraten, auf diese Weise zu prüfen, ob ich mich nicht doch erinnern könnte.

Vielleicht hätte ich mich mit dieser Darstellung aus der Schlinge ziehen können. Denn die Vernehmung des Detektivs Sandford zeigte, daß er den Schuß selbst zwar gehört hatte. Aber er sah nicht genau, wie es dazu kam.

Und ich weiß es nicht. Ich hoffte immer, die Erinnerung würde schließlich doch noch zurückkommen. Vielleicht würde dann alles anders aussehen.

Ich hatte selbst nicht darüber nachgedacht, was es für meinen Prozeß bedeuten könnte, wenn ich un- →

P 229

EINE NEUSCHÖPFUNG INTERNATIONALEN STILS



Exklusiv fotografiert für Peer de Luxe: Ristorante Biffi der Mailänder Scala.

KRISTINUS

PEER

de Luxe

Das großzügige, nur wenigen Cigaretten der Weltklasse vorbehaltene Format *de Luxe* ist einmalig für Deutschland. Es ermöglicht eine betont leichte Mischung, die durch eine besonders klare Geschmacksnote charakterisiert wird. Das krönende Goldmundstück läßt das köstliche Aroma unangetastet und gewährt einen Rauchgenuß von selten erlebter Reinheit.

GOLD-MUNDSTÜCK

10 STÜCK · FILTER · DM 1,-

fähig sein würde zu meiner eigenen Verteidigung. Aber dann hörte ich meine Anwälte darüber sprechen.

„Was wird geschehen, wenn ich mich nicht verteidigen kann?" fragte ich.

„Man wird Sie in eine Gerichts-Irrenanstalt überführen", sagte mein Anwalt Mr. Williams.

Ich habe gleich geantwortet, daß ich dann lieber sterben wollte.

Sieben Tage lang haben die Zeugen und die Ärzte das Wort gehabt. Dann entschieden die Geschworenen in 35 Minuten, daß mein Gedächtnisverlust nicht echt sei. Der Mordprozeß ging weiter.

Ich hatte bei allem das Gefühl, als wäre ich nach einer Pause in ein Theaterstück hineingeraten — ich wußte nicht, was vor der Pause gespielt wurde. Doch soviel begriff ich: Es war ein schreckliches Stück.

Ich will mich nicht verlieren. Alles, was ich tun möchte, ist, zu erzählen, woran ich mich erinnern kann und was ich darüber denke.

Vielleicht darf ich hier ein persönliches Wort an Mrs. Irene Purdy richten, an die Witwe des Mannes, den ich getötet haben muß. Es gibt für mich ja keine andere Gelegenheit, ihr zu sagen, daß ich über meine Tat tief unglücklich bin.

Am Tage, nachdem man mir die Mordanklage zugestellt hatte, als mir langsam klar wurde, was geschehen war, habe ich es gewagt, an Mrs. Purdy einen Brief zu schreiben. Aber mein Rechtsberater Mr. Morris Williams riet mir dringend, diesen Brief nicht abzuschicken. Es könnte sonst so aussehen, als ob ich versuchen wollte, Mitleid für mich selber zu erwirken.

Doch nun ist das alles vorbei. Ich habe nichts mehr zu gewinnen. Ich werde meine Tat mit meinem Leben bezahlen, und ich weiß dennoch, daß ich damit Mrs. Purdy ihren Mann und den drei Kindern ihren Vater nicht wiedergeben kann.

Ich bin so verzweifelt. Und ich bete zu Gott, der mich verlassen hat, daß er Mrs. Purdy und ihren Kindern beistehen möge in dem Schmerz, den ich ihnen antat.

Wieviel leichter wäre mir das Sterben, wenn ich begreifen könnte, was geschehen ist vor jenem 17. Juli, an dem ich im St.-Stephens-Krankenhaus in Chelsea aufwachte. Aber ich habe nur zwei oder drei dunkle Erinnerungen an Dinge, die ich einmal erlebt haben muß, weit zurück in der Vergangenheit.

Sonst ist mein Leben wie ein leeres Blatt Papier für mich.

Als ich damals erwachte, hatte ich das unbestimmte Gefühl, auf dem Rücken zu liegen. Alles tat mir weh, und es war, als bewegten sich einige dunkle Figuren im dichten Nebel um mich herum.

Ein brennender Schmerz schien von meinem linken Auge auszugehen. Ich hob meine Hand, um danach zu fühlen.

Plötzlich wurde die Hand zurückgerissen.

Ich versuchte festzustellen, wo ich mich befand. Aber es schwamm alles vor meinen Augen. Ich konnte nichts erkennen.

Ich hob die Hand wieder. Und wieder wurde sie plötzlich zurückgerissen.

Ich versuchte den Kopf zu heben, um zu sehen, was mit mir passiert war. Aber ich konnte nicht. Ich fühlte mich so schwer wie Blei.

Nach langer Zeit — ich mußte inzwischen noch einmal das Bewußtsein verloren oder geschlafen haben — kam ich wieder zu mir. An der Decke des Raumes brannte eine Lampe. Jetzt konnte ich das rechte Auge öffnen. Aber noch immer sah ich alles wie durch einen Dunstschleier.

Ich lag in einem Bett, zugedeckt mit einer grauen Wolldecke. Meine Arme lagen auf der Decke. Aber als ich die linke Hand zu Hilfe nehmen wollte, um meinen Kopf ein wenig zu heben, da entdeckte ich, warum ich vorhin das Gefühl gehabt hatte, als risse mir einer die Hand zurück.

Um mein Handgelenk lag eine Stahlfessel, mit der ich ans Bett gekettet war.

Niemand hatte meine Hand weggezogen, als ich sie an mein schmerzendes Auge heben wollte. Es

→

Der Vater wurde erschossen

Raymond Purdy, 46 Jahre alt, 20 Jahre bei Scotland Yard, erschossen am 13. Juli. Die Pistole, aus der die tödliche Kugel kam, wurde in Podolas Zimmer gefunden. Podola schildert in unserem Bericht, wie er im Krankenhaus erwachte und erst nach Tagen erfuhr, daß er ein Mörder sei. Er wollte an Mrs. Purdy und ihre Kinder schreiben, wie unglücklich er über seine Tat sei. „Ich will keine Gnade, ich will mit meinem Leben dafür bezahlen, aber ich kann ihr den Mann und ihren Kindern den Vater nicht zurückgeben. Ich bete zu Gott, der mich verlassen hat, daß er Mrs. Purdy in ihrem Kummer beisteht." Sind diese im Angesicht des Todes geschriebenen Worte Wahrheit oder Zynismus? Wir wagen es nicht zu entscheiden



Detektiv-Sergeant Raymond Purdy



Purdy wird zu Grabe getragen. Links Detektiv Sandford, der Podola zusammen mit Purdy das erstemal verhaftete. Rechts der Zweieinhalbzentner-Polizist Chambers, der Podola bei der zweiten Verhaftung überwältigte

He! Warst du an meiner Nivea?

Bei aller Liebe: das geht aber zu weit! Wenn Beate sich schon von ihrem knappen Taschengeld Nivea kauft, dann möchte sie auch – bitteschön – die Dose ganz für sich allein haben. Der kleine Klaus dagegen meint, seine Haut könnte schließlich auch ein bißchen Nivea vertragen. Ob die beiden mal ihre Mutti bitten, eine ganz große Dose Nivea zu kaufen – für alle?

Nivea enthält das hautverwandte Euzerit, und darauf beruht ihre Wirkung.



Dosen zu DM –,45
1,– 1.80 2,95
die große Tube DM 1.–

Wie gut, daß es Nivea gibt!

60 39

war die Kette gewesen, die sie zurückgerissen hatte.

Das alles war wie ein bedrückender Traum. Aber dieser Traum war Wirklichkeit, und nie mehr seit jenem schrecklichen Augenblick des Erwachens ist diese Bedrückung von mir gewichen.

Langsam begann der Nebel zu weichen. Um mich herum standen mehrere Leute. Einige mit weißen Mänteln, einige in normaler Kleidung. Sie alle sahen mich an.

Ich glaube, ich sagte: „Wo bin ich? Was ist passiert?"

Aber man gab mir keine Antwort. „Ruhig ... bleiben Sie ganz ruhig ... wie fühlen Sie sich denn?" sagte eine Stimme.

Ich glaube, ich muß wieder eingeschlafen sein. Dann wachte ich auf, und eine Frau versuchte, mir etwas aus einer Tasse einzuflößen. An jeder Seite meines Bettes saß ein Mann. Und um das Bett hatte man eine Art spanischer Wand gezogen.

„Was ist passiert?" fragte ich wieder.

Einer der Männer sagte: „Sie haben einen Unfall gehabt." Mein linkes Auge begann wieder zu schmerzen.

Ich versuchte, mich an den Unfall zu erinnern. Aber ich konnte nicht, es war, als wäre alles in mir ausgelöscht.

Der Mann, der rechts neben meinem Bett saß, beugte sich herüber und fragte: „Wie heißen Sie?" Aber ich konnte mich auf meinen Namen nicht besinnen.

Heute weiß ich, daß ich Günther Podola heiße – aber ich weiß es nur, weil man es mir gesagt hat.

Am nächsten Tage saßen immer noch zwei Männer an meinem Bett. Aber es waren die gleichen. Ich fühlte mich besser. Und ich wollte nun endlich wissen, warum ich hier lag.

Die Handfessel und die Kette waren verschwunden.

„Bleiben Sie ruhig liegen, Sie haben sich verletzt", sagte einer der beiden Männer. Dann stand er auf, und nun setzten sie sich beide an die rechte Seite meines Bettes. Sie hatten einen kleinen niedrigen Tisch zwischen sich gestellt und bewegten auf einem karierten Brett Figuren hin und her.

„Sie spielen Schach", dachte ich, und einen Augenblick war mir, als kehre meine Erinnerung zurück. Ich kannte das Spiel, aber es gelang mir nicht, mich zu entsinnen, wann ich es je gespielt hatte.

Ich sah ihnen eine Weile zu. Dann bemerkte ich plötzlich, daß der eine Spieler einen falschen Zug machte. Ich sagte es ihm. Er hörte sofort zu spielen auf, ging hinaus und kam mit einem Mann im weißen Mantel zurück. Ich wußte plötzlich, daß dieser Mann ein Arzt sein müsse.

Einer der Sachverständigen hat später bei der Gerichtsverhandlung diesen merkwürdigen Zustand erklärt. Er sagte, daß in einem Fall von „Gedächtnisverlust durch seelischen oder körperlichen Schock" zwar die Erinnerung aussetze, nicht aber die Kenntnisse oder Fähigkeiten. So wußte ich, als man mich in einem Auto zur Verhandlung brachte, daß ich autofahren kann. Aber ich habe keine Ahnung, wo und wann ich selber einmal am Steuer gesessen habe.

Nur an alles, was seit meinem Erwachen im Krankenhaus geschah, erinnere ich mich genau. Es war am zweiten Tag, als mehrere Männer in Zivil kamen und mich fragten, ob ich mich besser fühle.

Ich sagte: „Ja, aber sagen Sie mir doch, was mit mir los ist!"

Die Antwort war immer: „Es ist schon in Ordnung ... Ruhen Sie sich erst einmal richtig aus."

Sie wollten mir ein paar Schlaftabletten geben, aber ich wollte die Tabletten nicht nehmen. Später, in der Gerichtsverhandlung, kam heraus, daß diese Schlaftabletten auch als „Wahrheitspillen" gebraucht würden. Die Männer, die mir die Tabletten eingehen wollten, waren Polizisten gewesen. Und die Tatsache, daß ich die Tabletten verweigert hatte, wurde von meinem Ankläger Mr. Turner als Beweis angesehen, daß ich meinen Gedächtnisverlust nur vortäuschte. Daß ich durch die „Wahrheitsdroge" nur nicht entlarvt werden wollte.

Aber wie hätte ich an den kleinen weißen Tabletten erkennen sollen, daß es sich um etwas anderes als ein gewöhnliches Schlafmittel handelte?

Und ich wollte nicht schlafen. Ich wollte endlich erfahren, was das für ein Unfall gewesen war, der mich hierher gebracht hatte.

Am 20. Juli spielte ich Schach mit Dr. Latham, dem Stationsarzt. Auch er hatte mir etwas von einem Unfall erzählt. Ich solle nur abwarten, ich würde schon alles früh genug erfahren.

Gegen Mittag kam ein anderer Arzt zu uns. Um mein Bett stand immer noch die spanische Wand, so daß ich nicht sehen konnte, wer außer mir im Zimmer war. Aber es schien ein großer Raum zu sein, und manchmal hörte ich Leute hinter der spanischen Wand leise reden.

Der andere Arzt war Dr. Harvey. Er lachte, als er sah, daß ich nahe daran war, Dr. Latham mattzusetzen. „Sie müssen nun leider aufhören", sagte er zu mir, „Ihr Rechtsberater ist gekommen." Er sagte „your solicitor", und ich wußte nicht, was ein „solicitor" ist.

„Ihr Anwalt", antwortete Dr. Harvey, und nun gebrauchte er das Wort „lawyer", das ich verstand.

Dann kam der Besucher. Er mochte etwa 50 Jahre alt sein, ein wuchtiger Mann mit blauen Augen, die unter buschigen Brauen hervorblickten.

Würde er mir sagen, warum ich hier lag? Wieso ein Anwalt? Hatte ich den Unfall verschuldet? Mein linkes Auge begann wieder zu schmerzen, und in meinen Ohren rauschte es.

„Ich bin Morris Williams", sagte der Besucher. „Ich bin zu Ihrer Verteidigung bestellt, falls Sie damit einverstanden sind."

„Zu meiner Verteidigung?"

Er zögerte einen Augenblick.

„Sie sind ... Sie stehen unter Mordanklage ..."

Mord?

Ich hatte gemordet?

O Gott, hilf mir, daß ich es begreife!

Ich konnte es nicht verstehen. Ich konnte zuerst nichts anworten.

Dann durchfuhr es mich ... deshalb also war ich ans Bett gefesselt gewesen, als ich aufwachte ... Und heute früh hatte Dr. Latham noch gesagt, es sei nur gewesen, damit ich mich in der Bewußtlosigkeit nicht verletze ...

Aber wen hatte ich getötet? Und warum? Wann war es geschehen?

Und dann erzählten sie mir, was geschehen war. Daß man mich in einem Hotel verhaftet hatte, daß man mich zur Polizeiwache gebracht und schließlich ins Krankenhaus eingeliefert hatte.

Aber wieso ins Krankenhaus? Woher hatte ich die Schmerzen? Warum konnte ich mich an nichts erinnern? Und wie war das mit meinem Auge?

Ich fragte Dr. Williams.

Er zuckte die Schultern. „Wir wissen es nicht", sagte er.

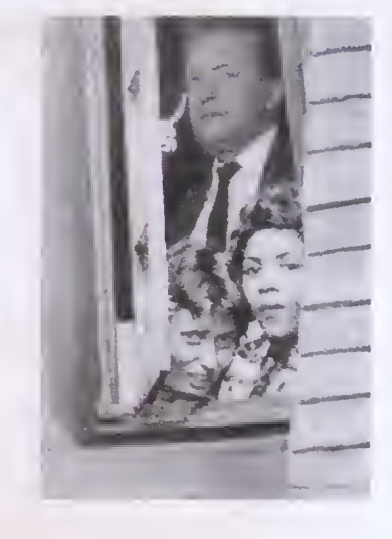
Ich mußte aufstehen, zwei Polizeibeamte kamen herein, und in Handfesseln wurde ich in ein Auto gebracht. Dr. Williams blieb bei mir. Wir hielten vor der Polizeistation von Chelsea.

Dort setzte ein Polizist ein Dokument auf, in dem stand, daß ich keine Wertsachen bei mir gehabt hätte. Ich sollte es unterschreiben.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Ich wußte nicht,

Weiter auf Seite 96

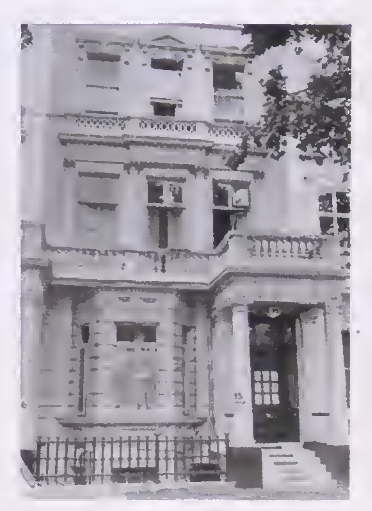
Die Weitwinkel-Kamera erfaßt die drei Orte des Geschehens



Knightsbridge *im Londoner Vorort Kensington. Hier wohnt Mrs. Schiffman (Pfeil links). Podola erpreßt sie unter den falschen Namen Levine und Fisher. Scotland Yard schaltet sich ein. Das Haus wird überwacht. Beamte patrouillieren in Zivilkleidung auf den Straßen. Rechts am Fenster Mrs. Schiffman, neben ihr eine Freundin. Im Hintergrund ein Detektiv*



Telefonzelle *am Onslow Square (Pfeil Mitte). Hier überraschen die Kriminalbeamten Sandford und Purdy den Deutschen Günther Fritz Podola aus Berlin, der gerade Mrs. Schiffman angerufen hat und Geld forderte. Hier fällt der Schuß aus Podolas Pistole, der das Leben von Purdy beendet. Podola entkommt, und die Londoner Polizei macht Jagd auf ihn*

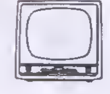


Claremont House *Hotel (Pfeil rechts). Im zweiten Stock in einem Zimmer über dem Balkon wird Podola am 16. Juli von der Polizei aufgestöbert, überwältigt und schließlich verhaftet. Hier soll sich Podola sein blaues Auge und seine Verletzungen zugezogen haben. Barfüßig, mit verhülltem Gesicht, wird er von den Beamten zur Polizeiwache Chelsea transportiert*

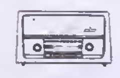


NORDMENDE

der Zeit voraus



Fernsehempfänger Vom 110° - Hochleistungs - Tischgerät bis zur Stereo - Kombinstion mit Rundfunk - Phono - Teil. DM 695.- bis DM 2145.-



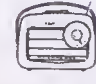
Rundfunkempfänger Vom leistungsstarken und klangschönen Zweitgerät bis zum Vollstereo-Spitzensuper mit automatischer UKW-Abstimmung. DM 165.- bis DM 495.-



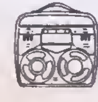
Stereo-Konzertschränke Meisterwerke der Technik für höchste musikalische Ansprüche. DM 565.- bis DM 998.-



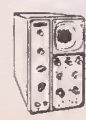
Raumklangstrahler Die stereophonische Wirkung eines Stereo-Rundfunkgerätes oder -Konzertschrankes wird durch den Raumklangstrahler noch um ein Vielfaches erhöht. Mit Verstärker DM 253.- ohne Verstärker DM 185.-



Volltransistor-Empfänger Formschöne Kleinstgeräte für das Heim, die Reise oder das Auto von DM 125.- bis DM 258.-



Tonbandgerät Titan Das ideale Tonstudio, lieferbar als kompletter Tonbandkoffer zu DM 739.- oder als Einbau-Chassis zu DM 610.-



Meßgeräte Präzisions-Meß- und -Prüfgeräte für Forschungsanstalten, Universitäts-Institute, Industrie-Laboratorien und für den Rundfunk-Fernseh-Service.

Das neue NORDMENDE-Programm erfüllt alle Wünsche

Rundfunk- und Volltransistor-Empfänger für Heim und Reise. Zehn Fernseher, vom Tischgerät bis zur Luxus-Stereo-Kombination mit allem Komfort. Sechs verschiedene Stereo-Konzertschränke in Nußbaum hell oder mittelfarbig, Rüster oder Teakholz — und das NORDMENDE-Tonbandgerät „Titan". Ein vielseitiges und alle Ansprüche erfüllendes Programm modernster Bild- und Tontechnik!

NORDMENDE-Empfänger erfreuen täglich Millionen Menschen in aller Welt. Ihre Beliebtheit verdanken sie der unübertrefflichen Klanggüte, der hervorragenden Bildschärfe, dem Bedienungskomfort und der geschmackvollen edlen Form. NORDMENDE-Erzeugnisse sind zukunftssicher, sie sind ein Begriff für Fortschritt und höchste Qualität.



— der Zeit voraus —



Der Starkasten



Junge Damen und alte Autos *sind der Lebensinhalt des französischen Schauspielers Gérard Philipe. Dieses Foto wurde in St. Tropez gemacht und zeigt den Star, wie er sich mit vielzitiertem Charme für eine Mitbürgerin interessiert. Nach der Atempause am Mittelmeer geht Philipe wieder ins Atelier, um eine Figur darzustellen, die einfach nicht totzukriegen ist: den Grafen von Monte Christo*

Der Schriftsteller Udo Wolter, der gegenwärtig ein Drehbuch nach Pasternaks in der Sowjetunion hart angefeindetem Roman „Dr. Schiwago" schreibt, zu dieser Arbeit: „Es ist zwar nicht leicht, Pasternaks Roman auf die Leinwand zu bringen, denn das Buch ist sehr unfilmisch. Aber mit einiger Phantasie kann man geeignete Situationen, die der Autor andeutete, gut ausspinnen. Wir werden es also auch diesmal wieder schaffen."

Wolfgang Graf, 21 Jahre alter Kellner im Berliner Hotel Kempinski, besang unter dem Titel „Sheriff, ich will leben" seine erste Schallplatte.

Cornell Borchers erklärte nach der Uraufführung ihres Films „Arzt ohne Gewissen", dies sei ihr endgültiger Abschied von der Leinwand.

Der französische Film „Flegeljahre" wird bei uns „Sie küßten und sie schlugen ihn" heißen.

Der Filmschauspieler und gelernte Nervenarzt Dr. Gunther Philipp hat eine Lizenz als Rennfahrer erworben.

Maria Schell wurde von dem Dichter Ernest Hemingway nach Spanien eingeladen. Er will sie in die Geheimnisse des Stierkampfes einweihen.

tesdienste fade und langweilig", hatte sie in einer Diskussion gerufen. Der Gemeindepfarrer von Erdington in der Grafschaft Birmingham gab ihr daraufhin den Auftrag, es besser zu machen. Sally wählte die Melodie „My friend", das der amerikanische Schlagersänger Frankie Laine populär gemacht hat, und gab dem Apostolischen Glaubensbekenntnis eine Fassung, von der sie glaubt, daß sie von Teenagern verstanden wird: „Ich glaube an Jesus Christus, den Sohn Gottes. Ich glaube, daß er zum Kreuz geführt wurde, daß Nägel durch seine Hände und Füße getrieben wurden und daß er maßlos litt, als er starb." Das einzige, was Sally unangetastet ließ, war das Vaterunser. „Das begreifen auch Teenager", sagt sie. Die Kirche von Erdington ist jetzt brechend voll.

Eines der umstrittensten Bücher der Gegenwart, „Lolita" von Vladimir Nabokov (das übrigens in England und Frankreich verboten ist und demnächst in Deutschland erscheint), wird jetzt in Hollywood verfilmt. „Lolita" ist die Geschichte eines Mannes, der eine Frau heiratet, weil er deren zwölfjährige Tochter liebt. Diese Zwölfjährige ist eine so gerissene Verführerin, daß nicht sie ein Opfer des erfahrenen Mannes wird, sondern umgekehrt sie ihn becirct. Die 16 Jahre alte Amerikanerin Jenny Maxwell soll die Lolita im Film darstellen. Sie behauptet, eine Kusine der Marilyn Monroe zu sein. Der Agent, der Jenny zu dieser Rolle verhalf, stürzte sich wegen ihr als abgewiesener Liebhaber aus dem Fenster – im Parterre. Jenny erweist sich als sehr talentiert. Das skandalöse Buch darf sie allerdings nicht lesen. „Für solche Sachen ist das Kind doch viel zu jung", entrüstet sich ihre besorgte Mutter.

Die Schauspieler Christian Wolff und Uwe Gauditz, Mitglieder einer Halbstarken-Bande in dem Film „Am Tag als der Regen kam", mußten während der Aufnahmen eine haarsträubende Mutprobe ablegen: auf einem Bahngelände in Berlin-Spandau hatten sie Kopf und Hände vor einem rasch herannahenden Zug auf die Schienen zu placieren und erst fünf Meter vor der Lokomotive wegzuspringen. Zuschauer fragten sich, ob sich die Filmgestalter die Wirklichkeitsnähe nicht für bessere Gelegenheiten aufsparen sollten.

Die amerikanische Filmgesellschaft Warner Bros. hat eine Langspielplatte herausgebracht, die an den unvergessenen mecklenburgisch-amerikanischen Jazztrompeter Leon Bismarck Beiderbecke, genannt Bix, erinnern soll, der 1931 auf Long Island gestorben ist. Die Plattenhülle zeigt das farbige Foto eines mächtigen Grabsteins mit der Inschrift BIX MCMLIX. Plattenhändler, die der lateinischen Zahlen mächtig sind, entzifferten die Jahreszahl 1959. Die meisten Händler jedoch wandten sich an Warner Bros. mit dem Kommentar: „Die Hülle ist O.K., die Musik ist O.K., aber wer, zum Teufel, ist Bix McMlix?"

Auf einer Pressekonferenz im Kreml wurde Nikita Chruschtschew noch einmal auf seine Erlebnisse in Hollywood angesprochen. Der sowjetische Regierungschef hatte sich seinerzeit darüber entrüstet, daß die Tänzerinnen für den Film „French Can-Can" ihre Röcke nach hinten hochschwingen ließen. Chruschtschew: „Ich sehe das menschliche Antlitz lieber von vorne."



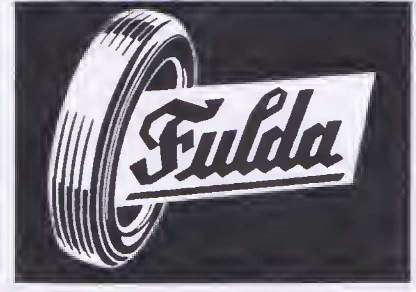
Schlager in der Kirche: Sally Moore

Verbotene Hollywood-Spiele: Jenny Maxwell

Wie bringt man Teenager dazu, in die Kirche zu gehen? Die 15jährige Schülerin Sally Moore in England hat sich mit dieser Frage sehr ernsthaft beschäftigt und das Lied, das in der Anglikanischen Kirche zur Abendandacht gesungen wird, umgeschrieben. „Ich finde eure Got-



Ex-Königin *Narriman, geschiedene Frau Faruks von Ägypten, die sich mit Erfolg einer radikalen Schlankheitskur unterzogen hat, traf mit ihrer Mutter in Genf ein. Sie will den 26jährigen Samir Ghandour, Sohn eines libanesischen Keksfabrikanten, heiraten*



Ein Tip zur Reifenpflege

Auch der beste Reifen muß sich in der Felge „wohlfühlen" und verlangt gute Behandlung. Die Felge muß zum Reifen passen und ohne Fehler sein. Bei der Montage hilft nicht Gewalt, sondern richtige Handhabung und gutes Werkzeug.

Geborgenheit auf glitschigen Straßen!

Regen im Herbst. Blätter, die von den Bäumen fallen. Nasses Kopfsteinpflaster, aufgeweichte, glitschige Straßen. Sie aber haben den Wunsch, sich auf Ihren vier Reifen so geborgen zu fühlen wie in Ihren vier Wänden!

Fahren Sie FULDA-Reifen. Die tragen Sie sicher über herbstfeuchte Straßen und Wege. Lauffläche und Profil sind hunderttausendfach erprobt auf regenüberspülten Fahrbahnen! Das feuchte Element ist Ihr Element, wenn Sie auf FULDA-Profilen fahren.

FULDA-REIFEN HALTEN UND GREIFEN!

Gummiwerke Fulda K.G. a.A. Fulda

Joachim Heldt und Rolf Gillhausen



Der Kommunismus hat Chancen *in Indien. Immer mehr finden die roten Parolen, unter dem Zeichen von Hammer und Sichel verkündet, offene Ohren. Kein Wunder. Wer hungert, schwört auf die Fahne dessen, der ihm Brot verspricht. Wo die Menschen im Durchschnitt mit 30 sterben und im ganzen Jahr nicht einmal 300 Mark verdienen, wo Kinder um ein paar Pfennige betteln müssen, um eine Handvoll Reis (rechts), hat die demokratische Freiheit nur theoretischen Wert. Aber noch ist Indien ein demokratisches und – seit zwölf Jahren – ein freies Land. Nur, es hat keine Zeit. Der Hunger verlangt nach Sättigung. Und das Volk blickt gebannt auf das Nachbarland China, wo der „große Sprung nach vorn“ unter kommunistischer Zwangsregie getan wird*

Planung und Bildtexte: Gerd Hennenhofer

Es ist höchste



Zeit!

Es geht um Indien. Nicht um das Indien der Maharadschas, der Tempeltänzerinnen und Paläste. Dieses Traumland lebt nur noch im Kino. Unser Reporter-Team sah die indische Wirklichkeit. Sie ist grau und unter greller Sonne düster. So sehen die Tatsachen aus: 400 Millionen Inder — nach China das zweitgrößte Volk der Erde — hungern und leben im Elend. Sie wollen die Fesseln der Not sprengen, aber die eigene Kraft reicht nicht aus. Sie brauchen Hilfe, unsere Hilfe. Das ist ein Gebot der Menschlichkeit — und der politischen Vernunft. Denn auch der Kommunismus wirbt stark um Indien. Für uns und für Indien ist es höchste Zeit . . .

Die Macht und die Ärmlichkeit



Indien fühlt sich als Weltmacht, *als dritte Kraft zwischen Ost und West. Einmal im Jahr, am „Tag der Republik" Ende Januar, findet in Neu-Delhi die große Parade der Streitkräfte statt. Eine Truppenschau vor dem Hintergrund imposanter Regierungsgebäude, die nach vor 30 Jahren von den dumaligen Herren im Land, den Engländern, gebaut wurden. Indien hat 500 000 Mann unter Waffen. Aber das Land ist neutral. Nehru betreibt eine bündnislose Politik zwischen Ost und West. Und nicht die Streitkräfte machen Indien stark. Seine Macht beruht auf der Zahl seiner Menschen*

Zehn Stunden fährt man im Auto von Hamburg nach München — Zehn Stunden fliegt die Comet von Frankfurt nach Delhi

In Genf, bei der Zwischenlandung, habe ich das letzte Mal frische Luft geschnappt. Von den Alpen wehte kühler Nachtwind. In Kairo, morgens um fünf, schafften es nur noch die Propeller an der Decke des Wartesaals.

Drei Stunden später liegt Arabiens Wüste unter uns. Nackt und heiß, so heiß, daß die Hitze selbst in 4000 Meter Höhe noch nach uns greift. Wir bekommen Fächer zum Wedeln. Aber wir sind zu müde dazu, wir schwitzen dösend vor uns hin.

Über dem Arabischen Meer wird es wieder frischer. Nur noch 30 Grad in der Kabine.

„Champagner, Sir?"

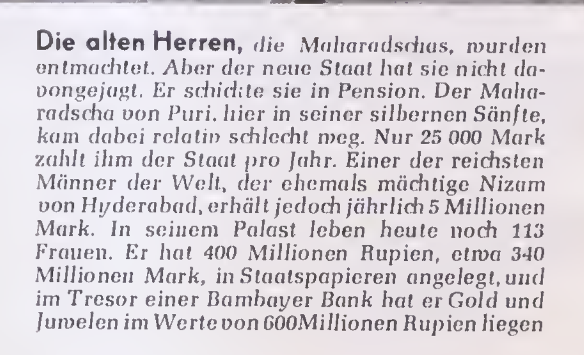
Eine eiskalte Wohltat. Unsere Stewardeß serviert mit amerikanischem Lächeln. Sie trägt einen himmelblauen Sari und auf der Stirn einen roten Punkt, das Zeichen ihrer Kaste. Ich sitze in einer indischen Maschine.

Wir teilen die Flasche mit zwei deutschen Ingenieuren neben uns. Sie sind auf dem Rückflug vom Europa-Urlaub. In Mittelindien bauen sie seit drei Jahren an einem Stahlwerk.

„Und wie finden Sie es, dieses Land?" frage ich.

Der eine winkt ab, im Gesicht des anderen spielt ein wenig Schadenfreude: „Sie werden

Weiter auf der übernächsten Seite



Die alten Herren, *die Maharadschas, wurden entmachtet. Aber der neue Staat hat sie nicht davongejagt. Er schickte sie in Pension. Der Maharadscha von Puri, hier in seiner silbernen Sänfte, kam dabei relativ schlecht weg. Nur 25 000 Mark zahlt ihm der Staat pro Jahr. Einer der reichsten Männer der Welt, der ehemals mächtige Nizam von Hyderabad, erhält jedoch jährlich 5 Millionen Mark. In seinem Palast leben heute noch 113 Frauen. Er hat 400 Millionen Rupien, etwa 340 Millionen Mark, in Staatspapieren angelegt, und im Tresor einer Bambayer Bank hat er Gold und Juwelen im Werte von 600Millionen Rupien liegen*

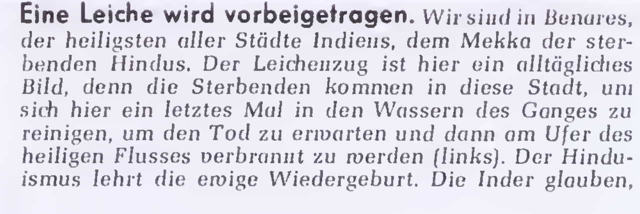
„Wir haben Hunger", *schreien die Kinder. Diese weinenden Mädchen begegneten uns am Rande von Delhi, dort, wo sich das Elend in Hütten und Erdlöchern verkrochen hat. Ihr Vater ist Kuli. Er schleppt Erdkörbe für einen Stundenlohn von 10 Pfennig. 90 Pfennig pro Tag für eine Familie von vier Köpfen! Diese Kinder bekommen nur einmal am Tag eine Handvoll Reis und dazu Wasser. So wie sie leiden Millionen Kinder in Indien. Sie leben von Hungerrationen, wie wir sie selbst in der schlimmsten Nachkriegszeit niemals bei uns gekannt haben*

In Indien hungern die Lebenden Auch der Tod ist keine Erlösung



Heilige Kühe auf allen Straßen. *200 Millionen Kühe hat Indien. Es ist das viehreichste Land der Welt. Aber die Kühe sind kein Reichtum, denn sie sind heilig. Der Hinduglaube verbietet, die Tiere zu töten. So überschwemmen die Kühe das Land und blockieren den Straßenverkehr. Und der Kraftfahrer, der eine heilige Kuh anfährt, muß fürchten, gelyncht zu werden. Es gibt sogar Altersheime für Kühe. Jüngere Tiere geben im Durchschnitt nur drei Liter Milch pro Tag. Aber sie brauchen Futter. 200 Millionen Kühe und die ebenfalls heiligen Affen, deren Zahl auf 40 Millionen geschätzt wird, fressen ein Drittel der Ernte des Landes*





Eine Leiche wird vorbeigetragen. *Wir sind in Benares, der heiligsten aller Städte Indiens, dem Mekka der sterbenden Hindus. Der Leichenzug ist hier ein alltägliches Bild, denn die Sterbenden kommen in diese Stadt, um sich hier ein letztes Mal in den Wassern des Ganges zu reinigen, um den Tod zu erwarten und dann am Ufer des heiligen Flusses verbrannt zu werden (links). Der Hinduismus lehrt die ewige Wiedergeburt. Die Inder glauben, daß ihr Schicksal in diesem Leben bestimmt ist von den guten oder schlechten Taten im Vorleben, und mit ihren Taten in diesem Leben bestimmen sie wiederum, ob sie im nächsten Leben reich oder arm, glücklich oder im Elend geboren werden. Nur wer in Benares stirbt, sprengt die ewige Kette der Wiedergeburten. Er geht direkt ein ins Brahmaloka, in die Seligkeit. Deshalb pilgert, wer eben kann, nach Benares, wenn die Stunde des Todes kommt*

Fortsetzung von Seite 27

es ja noch erleben. Es ist abenteuerlich. Anders aber, als es in den Büchern steht." Er deutet auf das Buch, das auf meinen Knien liegt. „Kenne ich. Indien, das Land der heiligen Männer, der Asketen und der großen Ideen. Ein Land, durch das der Atem weltabgewandter Geistigkeit weht", zitiert er. „Wie es aber wirklich ist, das hat noch keiner geschrieben."

Ich weiß nicht, ob ich Indien beschreiben kann, wie es „wirklich" ist. Ehe ich in diese Maschine stieg, habe ich einen Stapel Bücher gelesen, Werke voller Geist und Bücher voller Abenteuer. Die Quersumme meiner Lektüre war Widerspruch.

Ich glaube, in einem fremden Land ist jeder sein eigener Kolumbus. Man muß es für sich selbst entdecken und kann es nur an der Elle der eigenen Maßstäbe messen. Unser Maßstab ist China.

Auf den Tag genau, vor fünf Monaten, hatten wir Maos rotes Reich bei Hongkong verlassen — beeindruckt von der ungeheuren Arbeitsleistung, die China vollbringt, aber bedrückt von den Methoden, mit denen die Kommunisten aus 650 Millionen Chinesen ein Volk von Zwangsarbeitern gemacht haben.

„Ein unheimliches Land, man kann Angst bekommen", hatte ich damals zu einem deutschen Kaufmann gesagt. Er saß neben mir in der Maschine, war in Bangkok dazugestiegen, trug eine elegante Aktentasche und legte trotz der Hitze seine gepflegt geknotete Krawatte nicht ab. Wir waren über Indien nach Europa geflogen, sahen hinab auf das sumpfige Delta des Ganges, das 20 Minuten lang unter uns lag, bis der Schatten unserer Maschine über die ausgedörrten, gelben Felder Mittelindiens wanderte.

„Was wollen Sie denn", hatte er gesagt, „in China wurden Millionen Menschen erschossen. Und hier, in Indien, verhungern eben Millionen Menschen. Wo ist denn da der Unterschied?"

*

„Champagner, Sir?"

Der himmelblaue Sari unserer indischen Stewardeß raschelt, während sie unsere Gläser füllt.



Jung und schön *ist diese Inderin. Ihr Ehemann ist ein reicher Kaufmann. Die Familie gehört zur Gesellschaft von Delhi. Aber Reichtum, Gesundheit und Schönheit sind Ausnahmen in diesem Land. Knapp ein Prozent aller Inder verdient so viel, daß es Lohn- oder Einkommensteuer zahlen muß. Um den Lebensstandard der Massen zu heben, müßten 30 Millionen Arbeitsplätze geschaffen werden. Indien versucht es mit Fünfjahresplänen*

Unter uns branden die Wellen des Ozeans mit weißen Schaumkronen gegen die Küste.

„Über die Millionen, die sie in China umgebracht haben, da regen wir uns auf", sagt der Ingenieur neben mir, „aber über die Millionen, die hier hungern — wer spricht darüber?"

„Ich bin zu Hause mal ins Kino gegangen. Ich habe mir einen Film über Indien angesehen: ‚Tiger von Eschnapur'. Ich bin hingegangen, weil

Fortsetzung von Seite 29



Slums in Kalkutta: So leben Millionen in Indien. Hier werden Ehen geschlossen, Kinder geboren. Und hier sterben Menschen

da ein deutscher Ingenieur die Hauptrolle spielt. Wissen Sie, wie man bei uns zu Hause den Leuten das, was wir hier draußen tun, vorsetzt? Demnach stünde ich ständig in der Gefahr, mich in die Lieblingsfrau eines juwelenschweren Maharadschas zu verlieben. Hinter jedem Busch wartet ein sprungbereiter Tiger auf mich, und ich muß aufpassen, daß ich nicht bei jedem Schritt auf eine Schlange trete. Das ist doch kalter Kaffee. Und es ist gefährlich. Zu Hause, da tun sie so, als sei Indien ein Märchenland, als ginge uns das alles nichts an."

Er schwieg einen Augenblick. Unsere Stewardeß räumte die Champagnergläser ab.

„Sehen Sie sich mal die politische Weltkarte an, wieviel da schon rot ist. Und wenn Indien, diese 400 Millionen, nun auch noch kommunistisch werden – was dann?"

„Indien hat den Engländern die Freiheit abgetrotzt. Sie haben eine parlamentarische Demokratie. Aber wo bleibt die Freiheit, wenn der Magen knurrt? Wir reden andauernd über die Freiheit, aber, ich bitte Sie, was tun wir denn dafür?"

„Bitte festschnallen, wir landen in wenigen Minuten", sagt unsere Stewardeß mit reizendem Lächeln.

„Eins übrigens haben sie von uns schon gelernt: Bürokratie." Mein Nachbar blickt auf die sechs Leicas von Gill. „Sie haben ja einen ganzen Fotoladen mit. Damit kommen Sie beim indischen Zoll nicht durch."

„Ich bin überall damit durchgekommen, an jeder Grenze", sagt Gill.

„Aber in Indien nicht", lacht der Ingenieur, „Sie werden ja sehen. In Delhi haben die internationalen Fluglinien die stärksten Verluste an fliegendem Personal", parliert unser Ingenieur champagnervergnügt. „Sie können das alle paar Tage in den Zeitungen lesen. In Indien ist nämlich der Goldpreis doppelt so hoch wie im Orient. Da lohnt sich der Schmuggel. Deshalb ist der Zoll so scharf. Hier wandern manchmal ganze Besatzungen ins Kittchen." Er macht eine bedeutungsvolle Pause. „Kameras sind hier übrigens auch sehr teuer. Indien muß Devisen sparen."

„Wir wollen nichts verkaufen, wir wollen arbeiten", sagt Gill.

„Sagen Sie es dem Zoll", lacht der Mensch.

Auf den letzten Sonnenstrahlen schweben wir in die Landebahn des Flughafens von Delhi ein. Die Maschine läuft aus, die Motoren verstummen. Die Kabinentür wird aufgerissen. Und mir ist, als stünde ich plötzlich vor einem Hochofen, der eben angestochen wurde. Die Hitze nimmt den Atem. Wir sind betäubt.

Eine Stunde später klebe ich in einem Taxi. Wir sind erleichtert – um einen zentnerschweren Koffer mit Filmmaterial und vier Leicas. Der Zoll hat sie uns freundlicherweise abgenommen. Wir hatten uns beschwert beim Zöllner. Der lächelte und rief den Oberzöllner. Der lächelte auch und rief den Inspektor. Der Inspektor sagte, daß es ihm sehr leid täte, aber die Bestimmungen ... Wir verlangten den Hauptzollinspektor. Der war noch freundlicher. Er sagte, wir könnten ganz sicher sein, gestohlen würde hier nichts, nur aufbewahrt. Vielleicht könnte unsere Botschaft helfen.

Wir riefen an, und ein netter Mensch



sagte: „Da ist heute nichts mehr zu machen. Die zuständigen Herren sind auf einer Party. Sie sind übrigens herzlich eingeladen."

„Danke", sagte ich.

„Haben Sie einen Bleistift?"

Ich hatte einen.

Sie fahren die Chandigar-Road herunter, bis zur Moschee. Können Sie nicht verfehlen. Rote Neonlichter auf der Kuppel. Dann rechts die nächste Straße, erste wieder links, immer gerade aus. Dann riechen Sie es schon."

„Bitte?"

„Sie müssen nämlich an den Leichenverbrennungsplätzen vorbei, dann kommt die Ausländerkolonie. Und dann finden Sie schon. Haben Sie?"

„Ja."

Er machte eine Pause. Dann sagte er mit diplomatischer Aufmerksamkeit: „Ganz unformell. Ohne Krawatte. Buschhemd nur."

Ich bedankte mich, und er sagte: „Sie werden sich noch waschen wollen im Hotel. Sie müssen sich ein wenig beeilen."

Ich versprach, es zu tun.

Unser Taxifahrer trägt einen gewaltigen Turban. Neben ihm sitzt sein kleiner Bruder, ein Zehnjähriger. Auch mit Turban, nur kleiner.

„Ashoka-Hotel", sage ich.

Beide schütteln den Kopf. Und der Große sagt: „Yes, Sir."

Unser Wagen ist ein englischer Kriegsveteran, aber praktisch. Man braucht keinen Zündschlüssel. Der Kleine leuchtet mit der Taschenlampe. Der Große knüpft unter dem Armaturenbrett zwei Drahtenden zusammen und kitzelt damit den Motor.

Das technische Wunder geschieht zu gemeinsamer Freude. Der Wagen springt an. Er macht einen richtigen Freudensprung. Der Kleine dreht sich triumphierend zu mir um, der Große greift durch das Wagenfenster nach dem Verdeck. Dort oben sitzt die Hupe. Und er bläst dann melodisch schön wie ein Postillion.

„Nicht unoriginell", sagt Gill.

Wir nehmen mit Sicherheit verschiedene Kurven. Wir fahren links, wie es die Engländer die Inder gelehrt haben. Unter uns ist die Landstraße. Ich kann es sehen. Denn im Fußboden ist ein Loch.

Der Wagen ist ein Wundertier. Mitunter müssen wir an einer Kreuzung Schritt fahren. Doch unser Fahrer schaltet nicht. Ich höre den Motor stöhnen. Der große Turban am Steuer hört es nicht. Der Kleine zieht den Shoker, und der Große gibt Gas. Wir rollen weiter im vierten Gang, ein wenig stotternd, aber es fährt.

„Wie in Moskau", sagt Gill.

„Wie in Peking", sage ich.

Es ist der gleiche Fahrstil, wie wir ihn in Rußland und in China erlebt haben. Der blinde Glaube an die Technik ist auch hier noch stärker als das Gefühl

⟶

Fortsetzung von Seite 31

dafür. Es sind Autofahrer in der ersten Generation. Der Kleine vor mir wird's schon besser machen.

Ich blicke nach draußen, aber ich sehe nichts. Auf den Feldern nur manchmal ein paar Ruinen. Sie sehen nach tausend Jahren aus. Die Überreste einer Stadt. Delhi wurde siebenmal aufgebaut.

Nach einer Viertelstunde frage ich: „Und wo ist Delhi?"

Der große Turban schüttelt den Kopf: „Yes, Sir, hier."

Kopfschütteln, das lerne ich, heißt in Indien „Ja!"

Wie praktisch, daß unser Wagen schielt. Ein Scheinwerferauge blickt die Straße entlang, das andere schweift nach links ab.

Das rechte Auge blickt auf eine menschenleere Allee. Ab und an kommt ein Wagen entgegen. Ein altes Vehikel, überbesetzt. Und dann ein neuer Amerikaner mit Chauffeur. Im Fond ein für Sekunden goldaufblitzender Sari.

Nach links sehe ich auf gepflegte Gärten, hinter deren Fliederbäumen sich Bungalows verstecken, großzügig und teuer.

Das rechte Auge fängt jetzt Ochsenkarren ein, zehn, zwanzig Wagen, eng hintereinander. Und auf jedem eine Familie, mit Kind und Kegel. Die Saris der Frauen schillern in allen Farben, die Dhotis der Männer leuchten weiß, und die Ochsen sind mit Blumen geschmückt. Ein Märchen, ein Spuk der indischen Nacht.

„Eine Hochzeit, Sir", sagt der große Turban.

Das linke Auge schweift weiter über Bungalows, vor denen Wächter sich in der Toreinfahrt eine Nachtstatt aufgeschlagen haben. An der nächsten Ecke eine Tankstelle. Wir steuern darauf zu, halten. Der Kleine und der Große springen heraus.

„Yes, Sir, tanken."

Ich blicke auf das Zählwerk an der Pumpe. Bei vier Litern bleibt es stehen.

„Genug bis Hotel", sagt der große Turban und knüpft wieder unter dem Armaturenbrett die Drahtenden, bis der Motor anspringt.

„Wird wohl heute nichts mehr", brummt Gill.

Auch ich werde unsicher, als wir an der nächsten Ecke schon wieder halten.

„Durst, Sir?" fragt der Große.

„Nein", sage ich, „Junge, ins Hotel wollen wir."

„Yes, Sir" sagt er mit liebem Lächeln und steigt aus. Den Kleinen schicken wir nach. „Hol ihn."

„Yes, Sir." Er springt dem Großen nach, bekommt noch einen Schluck von dessen Coca, dann springt er hurtig um Wechselgeld zum Nachbarstand, wo unter Petroleumlicht süße Mangofrüchte locken. Der Große plauscht noch ein wenig. Aber mein Blick auf die Idylle ist plötzlich gestört. Eine Bettlerin hat sich vor das Wagenfenster geschoben. Sie mag zwanzig sein, vielleicht ist sie aber auch dreißig oder fünfzig. Dieses Elend ist zeitlos. Sie trägt einen Säugling im Arm, einen mageren Wurm.

Wir geben, was wir in der Tasche finden. Sie verbeugt sich mit flüsternder Gebärde, und der Säugling schreit.

Was die Nacht unter schützendem Mantel verbarg, wird plötzlich lebendig. Es kraucht auf uns zu, auf Beinstümpfen und Krücken, mit leprazerfressenen Ge-



Das Ashoka-Hotel *in Neu-Delhi gehört dem Staat. Es hat 350 Zimmer und 900 Angestellte. Es ist Schauplatz der großen Regierungs-Parties. Hier wohnen die Ehrengäste aus Ost und West. Vor dem Hotel, mitten im Diplomatenviertel Chanakypuri, haben Flüchtlinge aus Pakistan ihre Elendshütten hingestellt. Manche von ihnen fanden Arbeit beim Bau der neuen Botschaftsgebäude*

sichtern. Und sie alle halten die Hand offen. Es sind verstümmelte, abgemagerte Hände. Wir können sie nicht füllen. Unser indisches Kleingeld ist aufgebraucht.

Der Große mit dem Turban kehrt zurück. Er hat seine Coca ausgetrunken. Mit einer Handbewegung wischt er den Spuk der indischen Nacht weg. Sie verschwinden wieder im Dunkel. Der Kleine zündet die Taschenlampe an, damit der Große die Drahtenden knüpfen kann, die den Motor in Bewegung bringen.

„Sorry, Sir", sagt er, wickelt ein Stück von seinem Turban ab, wischt sich mit dem Ende über den Mund und schlingt es dann wieder um seinen Kopf.

Und dann fahren wir schnurstracks ins Hotel.

Eine halbe Stunde später, während Gill in dem uns noch verbliebenen Koffer nach einem Film sucht, den der Zoll vielleicht übersehen hat, schlendere ich durch die Hotelhalle. Sie ist monumental, wie der ganze Bau. Ich bin im „luxuriösesten Hotel Asiens", wie mir der Portier mit einer Verbeugung sagt. Jedes Zimmer hat Klimaanlage und einen Kühlschrank. Es kostet pro Tag soviel, wie ein Hoteldiener im Monat verdient: 50 Mark.

Ich biege in die Ladenstraße ein, die das Erdgeschoß auf 200 Meter durchzieht. Sie ist schon leer zu dieser Stunde. Es ist Dinnerzeit. Ich schreite auf weichen Teppichen. In den Schaufenstern funkeln Gold und Smaragde. Gußeiserne Göttinnen tanzen, und eine späte Amerikanerin läßt in einem der offenen Läden Sari-Seide durch ihre ringbesetzten Finger gleiten.

Ich gehe weiter, mit vorsichtigen Schritten, auf leisen Sohlen. Im Schatten des Luxus schlafen Gestalten. Hotelboys hokken barfuß in schlotternden Khakiuniformen auf dem Teppich, genauso wie am Rinnstein der Straßen draußen. Hier aber, wo die Masters und die weißen Ladies wohnen, ist es weich und kühl. Die schönen Träume verführen zu einem Nickerchen.

Meine Schritte schrecken sie hoch. Sie dienern verlegen: „Good evening, Sir."

Ich winke ab und sagte: „Gute Nacht, boys."

Sie grinsen und feixen. In ihren Gesichtern lese ich: „Master, ganz neu in Indien."

Vor einem Reisebüro in der Ladenstraße bleibe ich stehen. Ein Prospekt



Geteiltes Land: *Als die Engländer 1947 den Indern die Freiheit zurückgaben, wollten Moslems und Hindus keinen gemeinsamen Staat gründen. Der Subkontinent zerfiel in Indien und Pakistan*

fesselt meinen Touristenblick. Das Titelbild lockt mit einer dramatischen Szene: ein Tiger hat einen Elefanten angesprungen. Seine Tatze greift nach dem eingeborenen Treiber, den das Entsetzen gepackt hat. Da donnert aber auch schon die Büchse des weißen Mannes, der mit Tropenhelm auf dem Elefanten sitzt. Darunter steht: „Großwildjagd (empfohlen durch die indische Regierung)." Ich lese: „Das Land der Geheimnisse, der Ritter und Maharadschas, der Schlangenbeschwörer und der Abenteuer lädt Sie ein zur Tigerjagd. Jeglicher Komfort! Zelte mit Badezimmer. Jagdführer ehemaliger Prinzen und Maharadschas be-

→

Fortsetzung von Seite 33

gleiten Sie. Wir garantieren Ihnen, innerhalb von fünf Tagen einen Tiger auf Schußentfernung vorzuführen. Sollten Sie nicht treffen, ist eine weitere Chance möglich! Versäumen Sie nicht dieses Abenteuer im Dschungel, im Jagdrevier der Maharadschas! Alles inklusive. Europäische Mahlzeiten. Alkoholische Getränke werden extra berechnet."

Und dann lese ich den Preis: der Spaß kostet lumpige 8000 Mark.

„Dazu müßte man Maharadscha sein", sagt Gill, während wir ins Taxi steigen, um zur Party zu fahren.

„Vielleicht gibt's hier auch billigere Tiger", sage ich.

Wir fahren die Chandigar-Road hinunter, die Moschee im roten Neonlicht taucht auf. Erste rechts, nächste links. Jasmin duftet und Flieder.

Neu-Delhi bettet sich zur Nacht. In den Häusern ist es zu heiß. Man schläft auf der Straße. Einige haben Betten. Sie tragen sie vor die Türen, manche haben sogar Laken dazu. Ein friedliches, familiäres Bild.

Aber plötzlich muß ich an Krieg denken, schlagen und nach Leichen greifen, die in Leinentücher gewickelt sind.

Der Geruch des Todes verfolgt uns, bis wir in einer kleinen Seitenstraße stoppen, in der sich amerikanische, englische und deutsche Limousinen drängen.

Legere Herren, festliche Damen, golddurchwirkte Saris und Pariser Modelle. 100, 200 Menschen, eine internationale Gesellschaft auf gepflegtem Rasen in dezentem Licht.

Ich steuere auf einen freien Gartensessel zu. Mein Hemd klebt. Diener reichen Tabletts mit Whisky-Gläsern.

„Entschuldigen Sie", sage ich zu meinem Nachbarn, „ich muß mich erst ein wenig eingewöhnen."

Mein Nachbar antwortet nicht. Er ist Inder. Er trägt ein wallendes weißes Hemd und einen Dhoti. Das ist ein praktisch geknoteter, luftiger Lendenschurz aus feingesponnenem Leinen. Seine Sandalen hat er abgestreift und die Beine untergeschlagen.

„Wissen Sie", sage ich, „der Sprung von Europa nach Indien. Es geht zu schnell."



Die deutsche Botschaft *in Neu-Delhi ist ein nüchterner, sachlicher Bau. Die Bundesregierung hat glänzende Experten nach Indien geschickt. Seit drei Monaten sind wir sogar mit einem Militärattaché vertreten. Nur der wichtigste Posten ist unbesetzt: Obwohl 80 Prozent der Inder auf dem Dorfe leben, gibt es keinen Landwirtschaftsfachmann. Zur Botschaft gehört ein Schwimmbad. Allerdings, typisch deutsch: Es ist nur für den Dienstgebrauch bestimmt*



an Bombennächte. Der Duft von Jasmin und Flieder ist verflogen. Die Luft schmeckt süßlich, nach verbranntem Fleisch. Feuer weisen uns den Weg. Ich habe ein Würgen im Hals. Die Scheinwerfer unseres Taxis tasten eine Mauer entlang. Sie schirmt den Verbrennungsplatz zur Straße ab. An den Seiten ist sie offen. Wir fahren vorbei, ich blicke zurück. Und ich sehe Scheiterhaufen, aus denen Flammen

Er antwortet nicht. Ich blicke in sein Gesicht. Mein Nachbar macht ein Nickerchen.

Ich schleiche mich leise von dannen in den Strudel der Wachen, die sich im Kreise bewegen, wie es Parkinson, der bekannte englische Gesetzgeber der Bürokratie und des modernen Gesellschaftsstils, vorgeschrieben hat: Ich schlendere im Uhrzeigersinn über den Rasen und

lerne dabei einen Herrn der deutschen Botschaft kennen. Ich erzähle ihm, daß der Zoll unsere Kameraausrüstung kassiert hat.

„Da können wir auch nicht viel machen", sagt er, „Sie müssen sich einen Agenten nehmen, einen Zollagenten, denn so viel Nerven, wie man da braucht, haben Sie bestimmt nicht."

„Gut", sage ich, „werden wir morgen machen."

Er lacht: „Morgen! Wenn Sie in acht Tagen Ihre Kameras haben, dann haben Sie einen Rekord vollbracht."

„Und bis dahin?"

„Gewöhnen Sie sich ans Klima. Hier muß man Zeit haben."

Der Party-Strudel reißt mich weiter. Ich gehe anderen deutschen Lauten nach.



Das Leben spielt sich auf der Straße ab: *Gemüsemarkt in Delhi. In den Häusern ist es auch nachts so heiß, daß kein Mensch schlafen kann. Deshalb stellen Hunderttausende nach Einbruch der Dunkelheit die Betten vor die Tür*

„Wo wohnen Sie denn?" fragt mich eine Dame.

„Im Ashoka."

„Das geht", sagt sie, „aber ich rate Ihnen eins: Trinken Sie kein Wasser, nur Soda. Und vor allem essen Sie keinen Salat. Wissen Sie, ich habe hier gleich am ersten Tag Durchfall gehabt."

Ich komme gar nicht dazu, meinem Bedauern Ausdruck zu geben. Eine andere deutsche Dame sagt: „Bei mir hat es vierzehn Tage gedauert. Und keine Medizin hat geholfen."

„Es gibt jetzt ein amerikanisches Mittel."

„Kenne ich. Hat bei mir auch nichts genützt. Ich sage Ihnen: es war schrecklich. Und die Würmer! Immer, wenn wir in

→

Student nach Heidelberg

Wartenkönnen – eine Kunst

Wer kann heute noch warten? Der da oben kann's. Er hat die Ruhe weg und kommt doch weiter. Warum sollten auch wir nicht einmal etwas langsamer treten, abwarten, ausspannen! Dazu einen Dujardin oder auch zwei. Dieser bedeutende Weinbrand mit seinem ausgeruhten Bukett und seiner vollen Reife – in Ruhe genossen – verschafft tiefe geruhsame Entspannung und Gelöstheit.

Verbraucherforschung bestätigt Qualitätsbewußtsein

Immer mehr Weinbrandtrinker sind sich heute über die Qualitätsmerkmale eines ausgereiften, gediegenen Weinbrandes durchaus im klaren. Das bestätigen exakte wissenschaftliche Untersuchungen namhafter Forschungsinstitute, die Dujardin seit langem mit Erhebungen über die Einstellung der heutigen Verbraucher zum Weinbrand beauftragt hat.





Er betet zum Elefantengott. *Dieser Mann kommt aus den Dschungeln in Mittelindien. In seinem Walddorf wird noch mit Pfeil und Bogen gejagt, und alle paar Monate kommt ein man-eater, ein menschenfressender Tiger, auf die Felder des Dorfes und tötet hilflose Frauen oder Bauern, die nicht schnell genug Zuflucht auf einem Baum suchen. Auch Elefanten sind ihm vertraut. Herdenweise durchziehen sie seine Wälder. Für ihn sind sie göttliche Wesen, denn es gibt unter den tausend Göttern Indiens auch einen Elefantengott, Ganesh genannt. Ganesh ist ein guter, ein milder Gott. Zu ihm kann man beten, wenn eines der vielen Kinder krank ist und man sich nicht mehr zu helfen weiß. Denn es gibt nur wenige Ärzte in Indien. 40 000 leben im Land. Oft sind ganze Distrikte ohne Arzt. Tuberkulose, Pocken, Ruhr und Malaria fordern jährlich Millionen Opfer. Und auf dem Dorf bedeutet auch heute noch eine Blinddarmentzündung den sicheren Tod*

Fortsetzung von Seite 35

Europa sind, müssen wir eine Würmerkur machen."

Ein Diener bringt neuen Whisky, und wir greifen zu. Ein Herr sagt zu mir: „Sie müssen am Tag mindestens 10 Liter Flüssigkeit zu sich nehmen. Und vor dem Frühstück einen Eßlöffel voll Salz. Das braucht der Körper. Sie schwitzen es aus in diesem Klima."

Ich bedanke mich und trage mein Glas weiter. Ich sehe Inderinnen, in fließenden Saris, schön wie die Nacht. Ich blicke in Augen, in denen sich die Sterne spiegeln.

„Tiger", höre ich plötzlich und vergesse Träume. Das Wort dringt aus einer Gruppe an mein Ohr, in deren Mitte ein kleiner Franzose steht.

Er hat eine kalte Zigarre im Mundwinkel.

„. . . ich lasse den Tiger ganz nahe herankommen, so weit wie von hier bis zur Hausecke." Es sind zehn Meter.

„Er setzt zum Sprung an. Dann drücke ich ab."

„Einmal sind wir auf Elefanten geritten. Durch hohes Gras. Ich hatte die Büchse auf den Knien. Plötzlich – es ging blitzschnell. Ich sehe etwas Gestreiftes fliegen. Und ein Tiger krallt sich am Kopf meines Elefanten. Meine Treiber vergessen das Schreien – und ich", er lächelt entschuldigend, „das Schießen." Er schiebt die kalte Zigarre in den anderen Mundwinkel. „Und dann? "

„Mein Elefant blieb ganz ruhig. Wir waren erstarrt. Der Tiger hing einen Meter vor mir. Seine Tatze schlug wie wild ins Fell. Ich blickte in seinen aufgerissenen Rachen."

„Und dann?"

„Mein Elefant hob seelenruhig den Rüssel, umschlang den Tiger und warf ihn im hohen Bogen ins Gras. Ich schoß noch hinterher. Aber das Biest raste davon."

Ich rechne im stillen. Das waren schon zwei Tiger. Nach meinem Prospekt, den ich im Hotel gelesen hatte, machte das schon 16 000 Mark. Der kleine Franzose muß ein reicher Mann sein.

Ich sage es ihm. Er lacht und zieht mich beiseite: „Die armen Maharadschas wollen Geld verdienen. Die Amerikaner zahlen so was. Sie können es billiger haben. Oder brauchen Sie ein Zelt mit Badezimmer?"

„Was kostet's?"

„Kommen Sie morgen zu mir. Ich sage Ihnen, wo es billige Tiger gibt – unter einer Bedingung: Sie dürfen später nicht sagen, wo Sie ihn geschossen haben. Sonst fahren dann alle hin. Und dann ist es aus."

„Und was kostet's?" frage ich, denn in meinem Kopf geistern noch 8000 Mark herum.

„Für Sie", flüstert er, „Kollegenrabatt: Drei Flaschen Whisky. Zwei für den Polizeioffizier des Distrikts, eine für den Bürgermeister."

„Ein billiger Tiger", sage ich. „Aber was hat der Polizeioffizier damit zu tun?"

„Sie müssen ihn in einem Bandengebiet schießen. Deshalb brauchen Sie Polizeischutz. Normalerweise greifen die Banden keine Europäer an. Sie haben ihre strengen Gesetze. Das ist wie bei uns im Mittelalter. Ein natürlicher, wenn auch gewaltsamer Ausgleich zwischen arm und reich. Deshalb ist es besser, wenn Sie eine Polizeieskorte mitnehmen."

„Greifen denn die Räuber auch Europäer an", frage ich, denn ich halte nichts von Abenteuern, die geringe Erfolgschancen in sich bergen. „Wieviel Europäer sind denn bis jetzt überfallen worden?"

„Nur zwei", sagt der agile kleine Franzose.

„Und wieviel waren inzwischen da?" frage ich.

„Zwei", sagt er, „deshalb ist es gut, wenn Sie zuvor den Polizeioffizier trösten. Das kann nicht schaden."

Wir verabreden uns dennoch für den nächsten Tag.

Es ist spät geworden auf dieser Party. „Entschuldigen Sie", sage ich zu einem Inder, der neben mir steht. Er trägt einen glänzend geschnittenen Smoking, ein Stahlkaufmann aus Bombay. „Ich bin todmüde."

Er hat ein feines Lächeln, als er wiederholt: „Todmüde – Ihr Europäer, ihr dürft schlafen, wenn euch der Tod geholt hat. Wir aber werden wiedergeboren."

*

Als wir zurückfahren in unser Hotel, sind die Feuer auf dem Verbrennungsplatz verglommen. Nur der Geruch des Todes hängt noch in Schwaden über unserem Weg. Die Seelen der Verbrannten sind emporgestiegen ins All. Aber sie finden nach dem Glauben der Hindus keine Ruhe. Sie müssen zurückkehren in dieses Dasein. Die Last ihrer Taten aus dem Vorleben zieht sie herab. Sie werden wiedergeboren in Reichtum oder in Armut, vielleicht als Unberührbare, je nach dem, ob ihre Taten gut oder schlecht waren.

Ich schlafe unruhig in dieser ersten indischen Nacht.

Freitag, den 16. Oktober, 21.05 Uhr

wird über alle deutschen Fernsehsender der Film gezeigt, den die Stern-Reporter Rolf Gillhausen, Joachim Heldt und Dr. Gerd Hennenhofer in Indien drehten. Er hat den Titel „Aufstand gegen die Not" und ist ein Situationsbericht über Indien zwischen Ost und West

Im nächsten Heft:

Ein Tiger für drei Flaschen Whisky

Nº 16

leicht



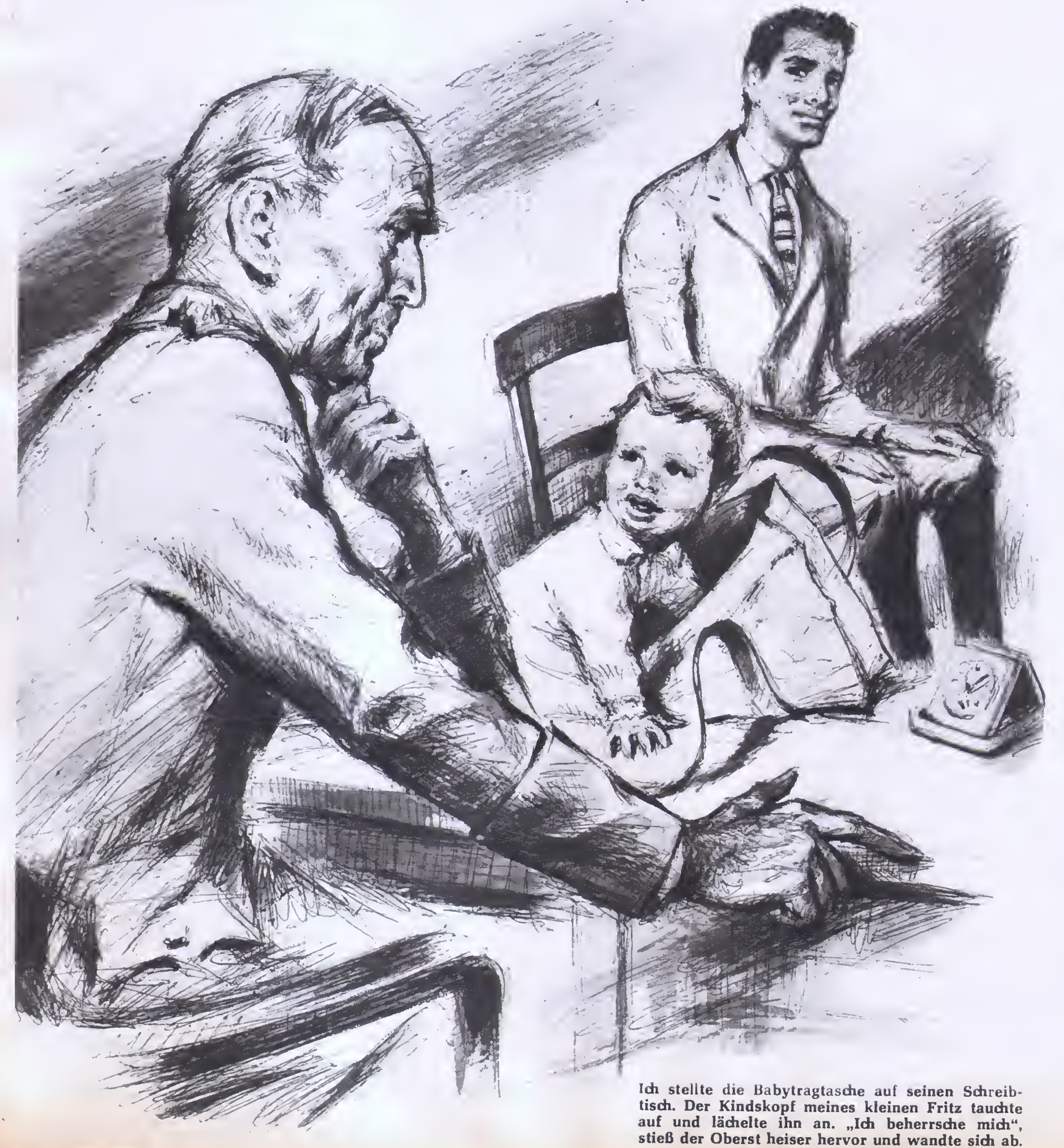
Ein Zeugnis der Freundschaft

Himmel, Amor und Zwirn

Der Rekrut Friedrich Himmel liebt sein junges Weib Susanne, seinen kleinen Sohn Fritz und sein Vaterland. Da er im Zivilberuf Damenschneider ist, soll man meinen, daß die Bundeswehr seiner nicht unbedingt bedarf. Aber die Musterungskommission besah sich nur seinen schlanken Leib und sagte: „Tauglich!" Susanne jedoch gehorchte weniger den Wehrgesetzen als den unergründlichen Gesetzen weiblicher Logik. Sie sagte: „Entweder du liebst mich, oder – du wirst Soldat!" Als er beschwichtigend antwortete: „Tapfere kleine Soldatenfrau, laß dir doch mal erklären …", gab es einen gewaltigen Bums. Und sie verließ ihn. So kam es, daß Rekrut Himmel mit seinem Baby bei den Gebirgsjägern in der Garnisonstadt Pfarrmittenkirch am Silberwaldsee einziehen mußte. Die Damen des Offizierskorps lagen dem einberufenen Damenschneider und kommenden Modeschöpfer zu Füßen. Oberst Knorr aber rieb sich die Augen, weil Rekruten mit Kind immerhin selten sind.

Auszüge aus dem Dienst- und Liebesleben des braven Rekruten Friedrich H., von ihm selbst erzählt.

Aufgezeichnet von Thomas Westa



Ich stellte die Babytragtasche auf seinen Schreibtisch. Der Kindskopf meines kleinen Fritz tauchte auf und lächelte ihn an. „Ich beherrsche mich", stieß der Oberst heiser hervor und wandte sich ab.

Der Oberst saß hinter seinem Schreibtisch. Seine hellen Augen schleuderten Blitze, als ich das Dienstzimmer betrat. Ich schloß die Tür mit dem Hacken, weil ich die Hände voll hatte mit der Babytragtasche mit meinem Sohn drin und dem Karton mit meinen Sachen. Es krachte, als die Tür zuschlug.

Ich sagte „Pardon!"

Es war ein spartanischer Raum, der noch nach Farbe roch. In das Schweigen hinein tickte der Reisewecker, der auf dem Schreibtisch stand. Eine der ersten Fliegen der Saison summte am Fenster, schwach und taumelig.

Der Oberst riß sich von meinem Anblick los und stierte in eine Personalakte. Ab und zu schüttelte er den Kopf. Sein kleiner Schädel sah aus, wie mit Leder bezogen. Ein paar Haarsträhnen lagen straff ausgerichtet querüber. Die Fliege kam vom Fenster und setzte sich auf das Aktenstück.

Der Oberst erschlug sie. Er wollte aufspringen, beherrschte sich aber, spannte den Mittelfinger am Daumen und schnippte den leblosen Fliegenleib von den Papieren. Die Fliege fiel in die Tragtasche.

Ich holte sie vorsichtig heraus. Ich fand nicht gleich was, wo ich sie hätte hintun können, dann warf ich sie in den Aschbecher auf dem Schreibtisch.

„In dem Alter stecken Kinder nämlich alles in den Mund", erklärte ich dem Oberst.

Seine Backenmuskeln arbeiteten.

„Ich bleibe ganz ruhig", stieß er heiser hervor. „Sie sehen, ich beherrsche mich ausgezeichnet!" Dann in einem Aufschrei:

„Stellen Sie endlich die verdammte Tasche irgendwohin!"

„Jawohl!" sagte ich. Ich stellte den Karton mit meinen Sachen auf den Fußboden und die Babytragtasche auf den Schreibtisch. Sie bewegte sich leicht. Der Kindskopf tauchte auf und lächelte den Oberst an. Oberst Knorr schloß erbittert die Augen.

„Ich kann es nicht glauben", flüsterte er schließlich. „Ich bin sicher, ich träume."

Er riß die Augen wieder auf und sah mich von unten her an.

„In Ihren Akten steht tatsächlich, daß Sie verheiratet sind. Ich will mich dazu nicht äußern. Ich beherrsche mich, wie Sie sehen. Wir haben neue Vorschriften. Demgemäß beherrsche ich mich –"

„Jawohl, Herr Oberst", sagte ich.

„Halten Sie den Mund!" schrie er. „Nein, nehmen Sie Platz. Setzen Sie sich in Gottes Namen! Machen Sie es sich, verdammt noch mal, bequem! Setzen Sie sich endlich hin, Mann!"

„Jawohl, Herr Oberst."

Ich nahm auf dem Rand des Stuhles →

Wenn der Tag beginnt …

… wenn die Sonne des frühen Morgens uns weckt, dann sehnen wir uns nach neuer Spannkraft und nach körperlicher Frische. Es ist die Stunde, in der wir spüren, wie wichtig die Gesundheit für uns ist. Wir wissen, wie sehr die Funktion unseres gesamten Organismus von der richtigen Mund- und Zahnpflege abhängig ist. Von dieser Erkenntnis ausgehend, steht die Odol-Forschung seit 70 Jahren im Dienste der Mund- und Zahn-Hygiene. Sie entwickelte die wissenschaftlich fundierten Odol-Erzeugnisse, die der vollendeten Mund- und Zahnpflege – und damit unserer Gesundheit – Tag für Tag dienen.



DM 1,80
Nur in Fachgeschäften erhältlich

Wichtige Mitteilung über die neue ODOL-Zahncreme:

Schutz gegen Karies
Die zahnschmelz-zerstörende „Milchsäure" ist der größte Feind der Zahngesundheit. Die Odol-Forschung hat dagegen ein Anti-Enzym, das Anti-Lactacidogen, entwickelt, das die Zahnsubstanz vor der Zersetzung bewahrt.

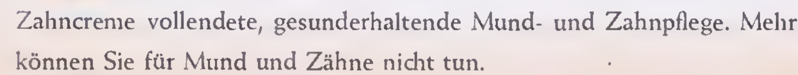
Hochwirksame Emulgatoren
Die neue Odol-Zahncreme löst durch hochwirksame Emulgatoren selbst in den „Taschen" des Zahnfleisches festsitzende Speisereste heraus. Das gibt blitzsaubere Zähne – die Vorbedingung dauerhafter Zahngesundheit.

Zähne erhalten „Aufbaunahrung"
Die neue Zahncreme enthält organische Aufbaustoffe, die auch dem erwachsenen Zahn zusätzliche Ernährungssubstanzen zuführen. Der hohe Gehalt an Lithium und Fluor unterstützt die Regeneration des Zahnschmelzes.

Zahnärzte raten
„Die Zähne müssen stets von Zahnstein freigehalten werden." Sie stellten fest, daß Odol-Zahncreme die Ablösung des Zahnsteines außerordentlich fördert. Dieser große Vorteil wird durch Zusätze wie „Karlsbader Salz" erreicht.

Gesunde Zähne – gesunde Menschen

Zusammen mit Odol-Mundwasser, dem Desinfiziens für die gesamten Mundpartien, bietet Ihnen die neue Odol-Zahncreme vollendete, gesunderhaltende Mund- und Zahnpflege. Mehr können Sie für Mund und Zähne nicht tun.







ein Leben lang!

o1239

Himmel, Amor und Zwirn

Fortsetzung von Seite 38

vorm Schreibtisch Platz. Ich glaube bestimmt, daß, wenn ich auch noch Zivil trug, an meiner soldatischen Haltung nichts auszusetzen war. Meine Finger lagen dicht nebeneinander auf den Knien, und ich glaube, der Oberst sah es mit Anerkennung.

„Mann", stöhnte er, „in Ihnen steckt doch was Soldatisches. Das sieht man doch! Wieso tun Sie mir das mit dem Kind an?"

„Wo, bitte schön, hätte ich es lassen sollen, Herr Oberst?"

„Ich bleibe ganz ruhig, Rekrut Himmel. Merken Sie es? Ganz ruhig! Ich frage nur ganz sachlich: Wieso ist es nicht bei Ihrer Frau?"

Ich sagte: „Das ist ja der Haken."

Ich erzählte ihm die ganze Geschichte, daß ich von Berufs wegen nur von Frauen umgeben bin, daß sie alle verrückt gespielt hätten, weil ich einrücken mußte, und daß meine Frau denkt, der Kommiß wäre nur eine gute Gelegenheit für Leute, die mal einen faulen Lenz schieben wollen, statt für Weib und Kind zu sorgen, na, und so weiter.

Ich sagte: „Wenn der Staat einem Kind den Vater wegnimmt, hat sie gesagt, dann soll der Staat auch sehen, was er mit dem Kind macht. Sie unterstützt so was nicht, hat sie gesagt. Was sollte ich da sagen, Herr Oberst? Außerdem ist sie gleich weggelaufen, und Zeit zum



Eine Minute vor 24 Uhr war ich an der Kaserne. Da trat eine Gestalt aus dem Schatten. „Susanne!" schrie ich. „Was macht der Kleine?" rief sie verzweifelt. Aber da brüllte mich der Posten schon an. „Mach, daß du reinkommst!"

Suchen hatte ich nicht, weil ich ja der Einberufung pünktlich Folge leisten mußte."

Sein Ledergesicht sah völlig deprimiert aus.

Ich sagte: „Nehmen Sie es doch nicht so schwer, Herr Oberst! Ich krieg das schon irgendwie hin."

Er heulte auf. „Wie reden Sie denn mit mir? Habe ich Ihnen befohlen, mich zu trösten? Nein, verdammt noch mal! Warum haben Sie das Kind nicht zu Ihren Eltern gegeben, wie? Das ist Ihnen wohl nicht eingefallen, wie?"

Ich sagte: „Ich darf darauf hinweisen, daß ich Vollwaise bin."

Er sagte: „Eh, Verzeihung. Na ja, dann —" Er suchte in seinem Gehirn nach einer anderen Lösung. Seine Augen leuchteten auf. „Steht ja in Ihrer Personalakte, daß Sie Waise sind. Wie gesagt, Verzeihung. Aber die Eltern Ihrer Frau? Was ist mit denen?"

Mit dem Vorschlag kam er bei mir an den Richtigen. Ich sagte: „Kommt gar nicht in Frage. Sie würden das Kind behandeln, als wäre es schuld daran, daß alles so gekommen ist —"

„Was ist so gekommen?"

„Na, weil meine Frau und ich so jung heiraten mußten, weil das Kind schon unterwegs war und mein Schwiegervater als Waisenhausdirektor blöd dagestanden wäre —"

„Verstehe kein Wort, kein einziges Wort. Ist ja auch egal —"

„Jedenfalls", sagte ich, „das Kind, bitte sehr, soll da bleiben, wo ich es täglich sehen kann!"

„Was ist das für ein Ton", schrie der Oberst aufgebracht. „Das gibt es ja gar nicht!" Er ballte die Fäuste, und das beruhigte ihn wieder.

„Seien Sie doch vernünftig, Himmel. Daß Sie in Ihrem Alter überhaupt schon ein Kind haben —"

Ich sagte trotzig: „Neulich hat in der Zeitung gestanden, daß es bei der Bundeswehr Fähnriche mit fünf Kindern gibt. Da werde ich als Rekrut wohl eins haben dürfen."

Er schluckte schwer.

„Wir wollen uns nicht streiten. Wir wollen uns, weiß Gott, nicht streiten. Sehen Sie nicht, in was für eine Lage Sie mich bringen? Das Kind kann doch nicht in der Kaserne bleiben?"

Die Vorstellung brachte ihn wohl erneut zum Kochen.

„Bringen Sie es in einem Heim unter!"

„Kommt gar nicht in Frage, kein privates Heim und schon gar nicht ein staatliches! Ich bin im Waisenhaus groß geworden!"

„Verdammt, verdammt!" murmelte der Oberst. Ich glaube, er sah vor seinem geistigen Auge den Papierkrieg, der auf ihn zukam.

Mein Kleiner in der Tragtasche war schon eine ganze Weile unruhig.

Ich sagte: „Fritz müßte etwas zu essen bekommen."

Wie geistesabwesend nahm der Oberst das Kind aus der Tragtasche und setzte es auf sein rechtes Knie.

„Hoppehoppe", sagte mein Fritz ganz leise. Der Oberst fing an, mit dem Knie zu wippen.

„Verdammt, verdammt", murmelte er dazu und kiekste das Kind mit dem Zeigefinger in die Seite.

Hinter mir, an der Tür, sagte eine Silberstimme: „Nein, Edwin, wie herzig du mit dem süßen Kleinen ausschaust!"

Es war die Frau Oberst, diese ballonartige Dame. Ich stand höflich auf.

„Wenn ich Frau Oberst meinen Stuhl anbieten dürfte?"

Der Oberst steckte Fritz verzweifelt in die Tragtasche zurück.

„Er denkt, das Kind könnte in der Kaserne bei ihm bleiben", erklärte er bitter seiner Frau und zeigte mit spitzem Finger auf mich. „Er bildet sich das wahrhaftig ein!"

Die beiden diskutierten das Problem, bis die Frau Oberst auf einmal sagte: „Ich werde den Kleinen erst mal zu mir nehmen."

Ich sagte: „Ich weiß, daß Sie Kinder lieben, Frau Oberst. Ich wüßte meinen Sohn nirgendwo besser aufgehoben."

Dem Oberst hatte es die Sprache verschlagen. Mit silberhellem ‚Killekille' trug die Frau Oberst das Kind davon.

Der Oberst schrie ihr nach: „Alles bleibt geheim, hörst du? Alles bleibt geheim!"

*

Es herrschte lebhafter soldatischer Betrieb in der Kaserne. Einer, den alle mit „Oberfeldwebel" anredeten, griff mich auf und fragte: „Können Sie schon erkennen, welchen Dienstgrad ich habe?"

Ich schaute ihn mir an und antwortete: „Oberfeldwebel".

„Donnerwetter!" sagte er anerkennend.

Ich sagte: „Mit einem bißchen guten Willen geht alles, Herr Oberfeldwebel."

Während ich ihm das erzählte, brachte er mich auf meine Stube, nachdem er sich nach meinem Namen erkundigt hatte.

„So, hier 'rein", sagte er. „Mit mir müssen Sie sich gutstellen. Ich bin der Spieß, auch ‚Mutter der Kompanie' genannt. Vasen und Aschenbecher werden noch ausgegeben."

Ich sagte: „Vielen Dank für die Begleitung, Herr Oberfeldwebel."

Es war soweit ein ganz hübsches Zimmer, Südlage mit Blick auf die Berge. Wir waren zu sechs. Jedem standen laut Gesetz 4,5 Quadratmeter Raumfläche zu. An meinem Spind stand auf einem Schildchen: „Jäger Himmel, Friedrich". Die Sache war wirklich gut organisiert. Ich packte meinen Karton aus und ordnete alles im Spind.

Draußen im Gang brüllte einer: „Neueingestellte fertigmachen zum Raustreten!"

Der Unteroffizier vom Dienst führte unsere Gruppe in die Kleiderkammer.

Der Unteroffizier sagte: „Bei den Arbeitsmützen müßt ihr eine Nummer zu groß nehmen. Die Dinger laufen ein."

„Jawohl", antworteten wir.

Nach einer Stunde war ich an der Reihe und bekam meine Sachen. Es war ein ganzer Haufen. Ich packte ihn in die zugeteilte Wolldecke und durfte auf die Stube gehen.

An der Tür der Kleiderkammer stieß ich mit der Frau Oberst zusammen, die meinen Sohn auf dem Arm hatte.

Sie sagte gerade zu ihm: „Und das, mein Kleiner, ist die Kleiderkammer, wo die Soldaten ihre hübschen Uniformen bekommen. — Ach, da ist ja auch —"

Sicher wollte sie „dein Pappi" oder so was sagen, aber sie verschluckte es. Sie blinzelte mir fröhlich zu und zwitscherte: „Geheim, geheim!"

Sie ging mit mir auf meine Stube. Die anderen waren noch nicht zurück.

„Ich habe Fritzchen schon die ganze Kaserne gezeigt. Wo ist denn Ihr Bett, Herr Himmel?" fragte sie.

Ich sagte: „Das da."

Sie sagte zu dem Kleinen: „Siehst du, da schläft dein Pappi, wenn er müde ist vom Soldatsein. Sag deinem Pappi, was der Koch in der Kantine dir Schönes zu essen gegeben hat."

Mein Kleiner strahlte mich an, und mir wurde ganz warm ums Herz.

„Daß er heute bei Fremden schlafen muß —", sagte ich. „Ich will Frau Oberst nicht kränken —"

„Aber ich versteh' Sie ja! Ich habe eine Idee, Herr Himmel. Sie bringen Fritzchen ins Bettchen. Was meinen Sie?"

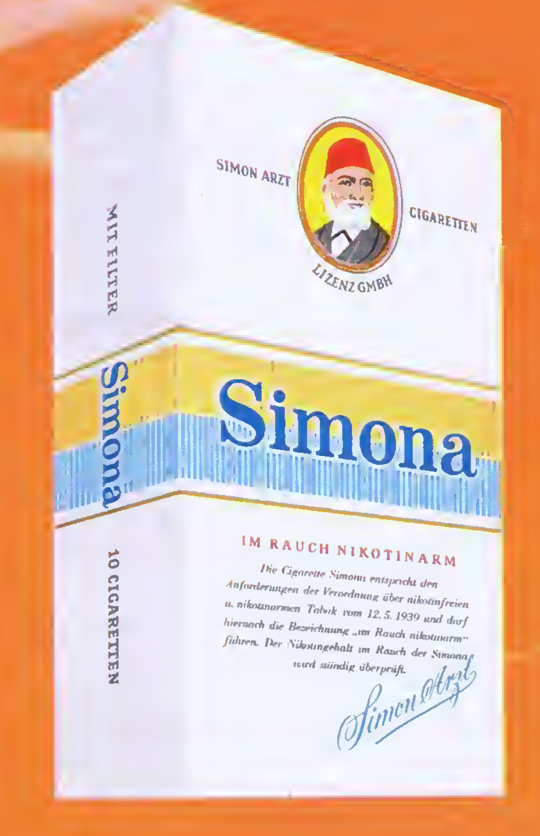
„Ja, aber —", sagte ich.

„Hier ist doch sowieso heute nichts mehr

Aromatischer mit jedem Zug:

Simona

die
Zigarette
der
feinen Nuance



10 Pf

Dem feinen Geschmacks-
empfinden erschließt sich die Simona
mit jedem Zuge mehr. Für den kultivierten
Raucher ist sie von überraschend
aromatischer Vielfalt.
Das Feine ist eben reicher!

. . . **und sehr wesentlich für Sie:** Simona wird nach den gesetzlichen Bestimmungen für „im Rauch nikotinarme Zigaretten" hergestellt. Die Nikotinminderung dieser Zigarette unterliegt ständiger Kontrolle.

Simona

im Rauch nikotinarm - reich im Geschmack.

Was macht die Meier am Himalaja?

Frauen stürmen den Cho-Oyu



Regengüsse *sind die ersten Unfreundlichkeiten, mit denen der 8153 Meter hohe Himalaja-Riese Cho-Oyu (Bild links) zehn unternehmungslustige Frauen empfängt. Diese Touristinnen aus Belgien, Frankreich, England und Nepal haben es sich in den Kopf gesetzt, als erste Frauen ihren Fuß auf einen Achttausender zu setzen. Unter Regenschirmen warten sie auf besseres Wetter. Der Aufstieg zum Gipfel dauert etwa vier Wochen*



Leidenschaft *zum Himalaja fühlt Claude Kogan aus Nizza (unten rechts). Vor Jahren nahm sie an einer Bergsteiger-Expedition teil. Sie weiß, ganz ohne Männer geht es nicht. So läßt sie sich von dem berühmten Sherpa Tensing beraten. Tensing, der als erster Mensch den Mount Everest bezwang, beaufsichtigt die 200 Träger. Der Weg zum Gipfel des Cho-Oyu ist ihm vertraglich verwehrt. Nur seine zwei Töchter dürfen mit nach oben*

Himmel, Amor und Zwirn

Fortsetzung von Seite 40

los. Der Kleine wird besser im neuen Bettchen schlafen, wenn sein Pappi dabei ist."

Ich sagte: „Ich bin Frau Oberst zu tiefstem Dank verpflichtet."

Unten im Hof stieg gerade ein Leutnant in einen DKW-Jeep.

„Fahren Sie in den Ort?" fragte die Frau Oberst.

„Wenn Frau Oberst mitwollen –", antwortete der Leutnant.

Sie sagte: „Darf ich die Herren miteinander bekannt machen: Herr Leutnant Franz Xaver Allgeier – Herr Himmel."

Ich sagte: „Angenehm."

Wir fuhren los.

Der Leutnant sagte: „Ein turbulenter Tag heute, Frau Oberst. Aber auch ein großer Tag für den Herrn Oberst. Übrigens ein reizendes Kind."

„Das ist kein Kind, das ist ein Geheimnis", sagte die Frau Oberst und lachte silbrig. Der Leutnant lachte mit und ich auch.

Er sagte: „Zur Zeit haben wir ja nur leichte amerikanische Waffen, Frau Oberst, aber bald sollen wir deutsche Mulis bekommen. Sie wissen, Frau Oberst, die traditionellen Tragtiere der Gebirgsjäger."

„Das wird aber fein", sagte die Frau Oberst.

Wir hielten vor einem hübschen Neubau, bedankten uns bei Leutnant Allgeier. Er sah aus wie ein Schilehrer in Uniform.

„Machen Sie nicht so viele kleine Mädchen unglücklich, Herr Leutnant", rief die Frau Oberst ihm übermütig nach. „Er ist nämlich ein toller Hecht", erklärte sie mir.

Mein Fritz patschte ihr mit seinen kleinen Händchen auf dem gewaltigen Busen herum.

Sie sagte: „Und du bist wohl auch ein toller Hecht, wie?"

Herzlich lachend betraten wir das Haus.

*

Die Frau Oberst war wirklich eine Frau, zu der man gleich Kontakt hatte.

„Nun, ein Schnäpschen, Herr Himmel?" fragte sie.

Ich sagte: „Da sage ich nicht nein."

Sie ging zu einer Kredenz und holte Gläser und Flasche. Die Wohnung entsprach zwar nicht meinem Stilgefühl, jedoch die Menschen sind verschieden. An der Wand hing ein Druck von der Seeschlacht beim Skagerrak.

„Ah", sagte ich, „es scheint sich um die Darstellung eines nächtlichen Gefechts zu handeln. Das Meer bei Nacht! Na, Schwamm drüber! Wissen Sie, es ist, weil ich eigentlich zur Marine wollte und gar nicht zu den Gebirgsjägern."

Sie lachte: „Ich wollte auch nicht zu den Gebirgsjägern. Aber mein Mann – nun, Sie haben ihn ja gesehen."

Wir setzten uns unter dem Bild von der Seeschlacht aufs Sofa. Der Bezug war in der Farbe der Truppe. Militärisch-Plüsch. An der Wand vis-à-vis hing ein vergrößertes, gerahmtes Foto vom Bundesverteidigungsminister mit seinem Erstgeborenen.

Ich sagte: „Prost! Auch ein Vater."

„Sie können ruhig sagen, wenn Ihnen der Schnaps nicht schmeckt."

„Aber nein –", wehrte ich höflich ab.

„Doch, doch! Ich verstehe was davon."

Sie erzählte mir, daß sie aus dem Spirituosengroßhandel stamme. Die Eltern hatten ein dickes Geschäft. Sie hatte den Oberst erst 1949 geheiratet.

„Er war damals Angestellter bei meinem Vater." Sie seufzte. „Ich hab' ihn nicht davon abbringen können, sich reaktivieren zu lassen."

„Wo du hingehst, da will auch ich hingehen, heißt es wohl, Frau Oberst", sagte ich.

„Er besteht darauf, daß wir unseren Lebensstandard nach seinen Bezügen einrichten", sagte sie traurig.

Ich nahm noch einen Schluck. „Als Oberst verdient man wohl nicht so besonders."

„Reden wir nicht davon", winkte sie ab. Sie sah mich an. „Wenn Sie es meinem Mann nicht sagen – ich hab' ein Fläschchen!" Sie kicherte. „Vater schickt es mir immer heimlich."

Ich muß gestehen, die neue Flasche war große Klasse.

Als die Frau Oberst mich nach meinem zivilen Dasein fragte, erzählte ich ihr von meiner Tätigkeit im Modesalon Riffi. Sie wurde ganz aufgeregt und kramte Frauenzeitschriften hervor.

„Hier sind Riffi-Modelle drin."

Ich kannte die Sachen.

„Meine Entwürfe", sagte ich still.

Sie rief: „Mein Gott, da steht ja auch: ‚Der jugendliche Star des Hauses, Friedrich Himmel . . .' "

Ich sagte: „Nun ja, nun ja –"

Wir gerieten in ein eifriges Gespräch über Modefragen. Sie hatte so ihre Sorgen mit ihrer Figur.

Ich sagte: „Meine letzte Kollektion, bevor ich hierher mußte, habe ich den fast Vierzigjährigen gewidmet."

„Ich bin fünfundvierzig."

„Das gehört noch dazu, Frau Oberst. Meine Tendenz war: die Dame von fast vierzig ist ganz Lady, äußerst dezent. Nicht, daß körpernahe Modelle tabu wären, nein, aber die Attraktion von Hüfte und Büste wird bei mir wirkungsvoll unterkühlt, wenn Sie verstehen, wie ich es meine."

„Sagen Sie mir ehrlich, was Sie davon halten, wie – wie –"

„Wie Sie sich kleiden, Frau Oberst? Ich möchte sagen, Sie haben Ihre persönliche Note noch nicht gefunden."

„Ich wußte es, ich wußte es", murmelte sie.

Ich verfiel schwer in meine Masche vom Salon Riffi.

„Die Frau kommt zu ihrem Modeberater wie zu ihrem Arzt", sagte ich. „Er entdeckt die Bakterien des schlechten oder fehlgeleiteten Geschmacks, verordnet ihr die bittere Pille der Wahrheit über ihre figürlichen Möglichkeiten, und modisch genesen verläßt sie ihn."

Sie trank ihr Glas auf einen Zug aus und meinte, bei ihr wäre Hopfen und Malz verloren.

„Wetten, daß ich Sie hinkriege?" sagte ich.

Sie geriet ganz aus dem Häuschen, schimpfte auf den tristen Garnisonbetrieb, dessen Luft zu atmen die Marotte ihres Mannes sie verdammt hätte.

„Ich habe ihn als Zivilist kennengelernt, und jetzt macht er so was! Er sagt immer, er wäre ein altes Schlachtroß, und wenn er die Trompete hört, dann muß er eben lostraben. Ich soll ihm eine gute Offiziersfrau sein, sagt er, und ich geb mir ja auch alle Mühe –"

Ich sagte: „Ich glaube sagen zu dürfen, Frau Oberst, Sie sind uns jungen Soldaten eine gute Kameradin!"

Wir waren beide gerührt, weil wir uns menschlich so nahegekommen waren. Mein kleiner Fritz saß zwischen uns und hörte aufmerksam zu.

Sie sagte: „Mit Ihnen kann man reden wie mit einem Erwachsenen."

Ich sagte: „Oft ist es ein Kind, das die Brücke schlägt zwischen Frau und Mann."

Sie sprang auf. „Mein Gott, ich vergesse ganz meine stellvertretenden Mutterpflichten."

Wir gingen ins Schlafzimmer und packten den Kleinen in eines der Doppelbetten. Ich wollte ihr einerseits sagen, daß Fritz eigentlich zuerst gewaschen werden müßte, aber ich wollte ihr anderseits am ersten Tag nicht zu viel aufbürden.

„Dududu", sagte sie zu Fritz, „du wirst heute neben der Tante Anni schlafen. Den Leutnant Allgeier haben Sie ja vorhin kennengelernt", sagte sie zu mir, „seine Frau zieht sich unmöglich an, finde ich. Immer ganz dünne Fähnchen und ausgeschnitten! Und anmalen tut sie sich –"

Ich sagte: „Schon Oscar Wilde hat den Ausspruch getan: ‚Zu stark geschminkt und zu wenig bekleidet, das ist bei Frauen immer ein Zeichen von Verzweiflung.' "

„Er muß viel von uns Frauen verstanden haben."

„Man sagt, er war abartig."

„Nicht doch vor dem Kind", rief sie, und wir verließen das Schlafzimmer.

*

Dann klingelte es, und es kam eine gute Bekannte der Frau Oberst. Sie hieß Dr. Hedwig Mürzenfeld und war Lehre-

→


CC
Chantré
ADJUVATE SODALES
CHANTRÉ & Cie
CC
Auserwählte Weine und altbewährte Destillierverfahren verbürgen die milde Qualität und Bekömmlichkeit dieses Weinbrandes
Chantré & Cie G.m.b.H. Mainz
DEUTSCHER WEINBRAND
Chantré

nin im privaten Landschulheim „Sonnenhof" oberhalb von Pfarrmittenkirch. Die Frau Oberst erklärte mir, daß Frau Dr. Mürzenfeld viel getan hätte für die Entstehung der Garnison in Pfarrmittenkirch.

Frau Dr. Mürzenfeld kam ins Zimmer, jauchzenden Schrittes, wie ich die Art zu laufen nenne. Sie trug flache Schuhe und rollte von der Hacke zum Ballen wippend ab. Ihre überprächtige Gesundheitsfigur steckte aufrecht in solider Kleidung. Ich möchte sagen, sie sah aus wie ein Mittelding zwischen niederländischem Meister und spätem Frühling. Die Frau Oberst machte ihr klar, wer ich war.

In ihre Augen stieg ein Leuchten. Sie drückte kraftvoll meine Hand und sah mir bis auf die Seele.

„Sie werden Soldat, Herr Himmel, ja, Sie sind es schon! Das ist etwas Wunderschönes, wissen Sie das?"

„Ja, Frau Doktor."

„Es ist eine herrliche Gegend, um zu dienen. Haben Sie schon das Gebirge rekognosziert? So sagt man doch bei den Soldaten, nicht wahr?"

„Ich glaube –", murmelte ich.

Sie wiederholte: „Sie werden Soldat! Gott mit Ihnen!"

Endlich ließ sie meine Hand los.

Die Frau Oberst hatte die Sonderflasche heimlich weggestellt und brachte wieder jene hervor, die sie von den Bezügen ihres Mannes erstanden hatte. Wir setzten uns.

Nach dem ersten Glas sagte Frau Dr. Mürzenfeld: „Sie sind ein hübscher Junge, die Montur wird Ihnen stehen."

Sie wollte die Frau Oberst abholen zu einer Sitzung des Gemeinderats. Es hieß im Ort, ein paar Querschädel wollten Aufrufe anschlagen für die neuen Rekruten, damit wir sehen sollten, daß nicht alle in Pfarrmittenkirch begeistert wären von der Garnison.

„Der Gemeinderat will dem vorbeugen", sagte die Dr. Mürzenfeld.

„Sie müssen wissen, Herr Himmel", erklärte sie, „es war gar nicht so einfach, die Garnison in den Ort zu bekommen. Dieser Unverstand bei einigen Einheimischen!"

Die Frau Oberst schenkte uns allen nach.

Ich sagte: „Na ja, die Einheimischen."

Frau Dr. Mürzenfeld sagte: „Zum Beispiel der Herr Feller, das ist der Leiter der Trachtenkapelle –"

Ich sagte: „Ich weiß, er hat uns am Bahnhof empfangen."

Sie sagte: „Richtig! Der Bürgermeister hatte in der Vollversammlung des Gemeinderats dafür plädiert, Pfarrmittenkirch solle sich als Garnison bewerben. Er sagte, das werde für die Kurgäste eine zusätzliche Attraktion, zum Beispiel die Platzkonzerte am Sonntagfrüh. Und schon glaubte der Herr Feller, die Militärkapelle werde seiner Trachtenkapelle den Rang ablaufen. Sie sehen, mit welch schlichten Geistern man es in solch kleinen Orten zu tun hat."

Ich sagte: „Die Kaserne wurde ja gebaut. Das Gute hat gesiegt."

„Ja", rief sie begeistert, „das Richtfest war erhebend. Der Befehlshaber des

Himmel, Amor und Zwirn

Wehrbereichs kam persönlich und hielt die Festrede. Alle Glocken läuteten. Die Schulkinder sangen ‚O Täler weit, o Höhen'. Als es dunkel geworden war, ließen die Mitglieder des örtlichen Jungmännervereins vom Gipfel des Zuschenkogels Feuerräder zu Tal rollen. Ein ergreifender Anblick für alle, die dabei waren, nicht wahr, Frau Oberst?"

Die Frau Oberst sagte: „Doch, es war prima."

„Pfarrmittenkirch hat zwar eine 1100-jährige Geschichte", sagte Frau Dr. Mürzenfeld, „aber eine Garnison hat es hier noch nie gegeben. Es war im Jahre 1809, als hier zum letztenmal eine größere Zahl Soldaten Einzug hielt. Es waren die Österreicher, sie marschierten wegen Napoleon –"

Sie stand auf und schritt wippend zum Bücherschrank.

„Es wird Sie interessieren", rief sie, „es ist ganz eigenartig. Diese Soldaten hatten eine große Bedeutung für Pfarrmittenkirch –"

Sie reichte mir ein schmales Buch. Es hieß „Pfarrmittenkirch und seine Umgebung, ein Rückblick und ein Ausblick nebst Wanderkarte, herausgegeben von Dr. Hedwig Mürzenfeld".

Ich sagte: „Ah, Sie betätigen sich auch schriftstellerisch."

Sie sagte, während eine leichte Röte in ihre Wangen stieg: „Nur hin und wieder. Wenn Sie auf Seite zwölf den ersten Absatz lesen wollten – da finden Sie etwas von der guten Tat jener österreichischen Soldaten. Lesen Sie ruhig."

Während ich las, sagte Frau Dr. Mürzenfeld: „Ich habe einen großartigen Einfall. Wir gehen alle drei jetzt in die Sitzung des Gemeinderats!"

Ich klappte erschrocken das Buch zu. „Nein, nein", sagte ich, „ich glaube, ich muß in die Kaserne zurück."

„Wie finden Sie das Buch?" fragte Frau Dr. Mürzenfeld.

„Ganz ausgezeichnet", antwortete ich, „so flüssig im Stil. Aber ich kann wirklich nicht mit in den Gemeinderat. Es tut mir leid –"

Auch die Frau Oberst wollte nicht mit, sie hätte was zu tun heute abend, erklärte sie und blinzelte mir zu.

„Geheim, geheim", sagte sie.

Doch die Lehrerin war nicht von ihrer Idee abzubringen. Wenn schon die Frau Oberst nicht abkömmlich sei – zwei Körbe ließe sie sich nicht geben. Sie sagte, ich müßte einfach mit in die Sitzung, damit die Leute sähen, daß nicht alle Rekruten Grobiane und Tölpel wären, sondern daß es auch welche gäbe, die eine gewisse Bildung verrieten, wie ich zum Beispiel.

„Kommen Sie doch nachher noch mal vorbei", flüstert mir die Frau Oberst beim Abschied zu, „für den Fall, daß der Kleine doch unruhig wird."

*

Das Hinterzimmer der „Goldenen Gans", wo der Gemeinderat tagte, war niedrig und rauchig. An den Wänden hingen Gamsköpfe und vergilbte Fotos vom Schützenverein. Die Männer am runden Tisch hatten Virginias zwischen den Zähnen und Maßkrüge vor sich. Sie starrten mich an. Frau Dr. Mürzenfeld flüsterte dem Bürgermeister etwas zu, und der nickte begeistert.

Es dauerte noch eine Weile, ehe was geschah. Dann rief der Bürgermeister: „Das Wort hat Frau Dr. Mürzenfeld!"

„Meine Herren", rief Hedwig Mürzenfeld, „nun ist er also da, der große Tag für Pfarrmittenkirch, ja, vielmehr, er geht schon zur Neige. Heute hat sich der Bau, dessen Fortschreiten wir alle sehnsüchtigen Auges verfolgt haben, hat sich der Bau, unsere Kaserne nämlich, mit jungen Männern gefüllt, die ihr Heiligstes darin sehen, dem Befehl, der sie rief, Folge zu leisten."

Ein Gemurmel war das Echo. Hedwig Mürzenfeld bob die Hand:

„Als Sprecherin für die Frauen und Mütter war es immer meine Mahnung an die Jugend gewesen: weg von der Straße! Die Jugend hat den Ruf vernommen! Und so wie sie, diese Jugend nämlich, eingezogen ist in den Bau, der hier errichtet wurde, so wiederum wird auch etwas in die Jugend einziehen: Manneszucht!"

Der Feller Hansi, der Leiter der Trachtenkapelle, rief: „Hört, hört!"

Wieder hob Hedwig Mürzenfeld die Hand.

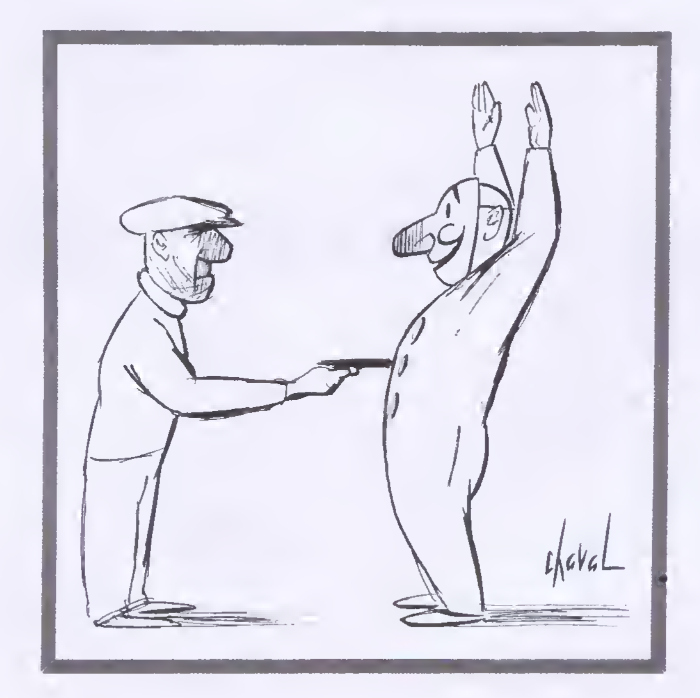
„Sie wissen, ich unterrichte in Turnen, Deutsch und Biologie, und so möchte ich auf das Beispiel hinweisen, welches uns mancher Insektenstaat so sehr anschaulich vermittelt. Nehmen wir die Termite! Die Termitenkönigin hat durch überaus stark entwickelte Eierstöcke einen so gewaltigen Hinterleib, daß sie, wie Sie in jedem Lehrbuch nachlesen können, mehr an eine Weißwurst als an ein Insekt erinnert. So eine Termitenkönigin legt alle drei Sekunden ein Ei –"

„Hört, hört", rief wieder der Feller Hansi. Und einer schrie: „Das möchst, daß deine Hühner das tun, Hansi!"

Alle lachten rauh, und Hedwig Mürzenfeld warf mir ob soviel schlichten Dörflergemüts einen Blick zu, der wohl besagte, alles verstehen, hieße alles verzeihen.

„Und meine Herren", so riß sie die Aufmerksamkeit des Gemeinderats wieder an sich, „aus einem Teil dieser Eier schlüpfen auch eine bestimmte Sorte Termiten, die man Soldaten nennt! Denn selbst diese Tierchen, in ihrem Unverstand, wissen um den Gedanken der Verteidigung! Sie haben in ihrem Staat Soldaten. Auch unsere heimischen Ameisenarten kennen diesen Begriff. Meine Herren, was dem Insektenstaat recht ist, sollte dem Menschenstaat nur billig sein! Das rufe ich jenen Quertreibern zu, die, wie man munkelt, in diesem Ort etwas im Schilde führen!"

Der Gemeinderat nahm einen tiefen Zug aus den Krügen und murmelte beifällig. Doch die Lehrerin sprach weiter: →



Himmel, Amor und Zwirn

„Sie werden sich gefragt haben", rief Hedwig Mürzenfeld, „wer der junge Mann neben mir ist, nun" – sie hob ihre Stimme – „er ist einer von denen, die heute das Glück hatten, einrücken zu dürfen. Ich bin sicher, es wird uns alle interessieren, welche Gedanken ihn in diesem Augenblick bewegen –"

„Jawohl", rief der Gemeinderat, und der Bürgermeister fügte hinzu: „Ein Bier für unseren Rekruten. Auf Rechnung der Gemeindekasse!"

Ich stand da und stotterte: „Ja, was soll ich sagen –" Ich sagte: „Ich kann nur sagen, ich freue mich, in den Bergen zu sein. Ich gehöre dem Jahrgang an, der gerade geboren wurde, als der große General Ludendorff starb –"

„Donnerwetter", rief der Feller Hansi, „dös is ein Zusammentreffen!"

„... ja", stotterte ich, „so ist das. Pfarrmittenkirch gefällt mir ausgezeichnet. Es war im Jahre 1809, als hier zum leztenmal eine größere Zahl Soldaten Einzug hielt. Es waren die Österreicher, sie marschierten wegen Napoleon."

Langsam wurde ich freier. Frau Dr. Mürzenfeld nickte mir anfeuernd zu.

„Sie blieben nur eine Nacht. Nur eine Nacht, aber sie begründeten damit die Schoßgeigen-Tradition von Pfarrmittenkirch. Denn einer der Soldaten ließ seine Zither zurück, und die Pfarrmittenkirchner bauten in den folgenden Jahren nicht nur die gradsaitige Normalzither, sondern entwickelten auch die Reformzither mit unterlegten Tiefbässen und schließlich jene seltsame Zitherabart, genannt die Schoßgeige, die in aller Welt ihre wenn auch nicht zahlreichen Liebhaber hat."

Ich kam immer mehr in Schwung. Das von der Schoßgeige hatte ich in dem Buch der Lehrerin gestanden.

Ich rief dem Gemeinderat zu:

„Auf dem musikalischen Kultursektor haben also schon einmal Soldaten der Gemeinde Pfarrmittenkirch Glück gebracht. Ich und mein Jahrgang werden bestrebt sein, dieses zu wiederholen. Ich schließe mit dem Schiller-Wort aus Wallensteins Lager: ‚Und wer's zum Korporal erst hat gebracht, der steht auf der Leiter zur höchsten Macht!' "

Die Schnäpse bei der Frau Oberst hatten mich nachträglich so richtig beflügelt. Ich legte die Hand zum militärischen Gruß an mein unbedecktes Haupt, und der Beifall war enorm.

Jedenfalls war ich nicht auf den Mund gefallen, und es war alles in allem eine großartige Rede gewesen. Die Stimmung im Gemeinderat konnte nicht besser sein. Es gab ein paar gewaltige Runden Steinhäger, die das ihre zur allgemeinen Zufriedenheit beitrugen, und zum Schluß sagte der Bürgermeister mit einem Schluckauf auf den Lippen zu mir: „Sag du zu mir, Kamerad!"

*

Als ich dann später noch bei der Frau Oberst vorheischauen wollte, stand der Herr Oberst vor der Haustür. Wie ein schmächtiges Denkmal, bei dem sie an Bronze gespart hatten.

Ich sagte: „Guten Abend, Herr Oberst. Ihre Gattin meinte, ich sollte noch mal nach dem Kleinen sehen –"

Irgend etwas in seinem Blick ließ mich verstummen.

Wir waren eine ganze Weile beide recht schweigsam. Als er dann anfing zu sprechen, war seine Stimme ohne einen Funken Leben. Es war, als ließe er einfach etwas ablaufen, was er vor Stunden auf sein seelisches Tonband gesprochen hatte.

„Dem Kind geht es ausgezeichnet. Ganz ausgezeichnet geht es ihm. Das Kind schläft in meinem Bett, Rekrut Himmel! Meine Frau findet, daß es herzig und süß aussieht, wie es da so in meinem großen, breiten Bett liegt und sich prächtig ausruht von des Tages Mühen und Lasten. Ich werde auf dem Sofa schlafen. Auf dem Sofa –"



Ich sagte: „Ah, unter der Seeschlacht."

Da wurde er munter. Nicht daß er schrie, schon wegen der Nachbarn nicht, aber wes sein Herz voll war, das floß über.

„Sie Würstchen, Sie! Sie kleine zivile, halbstarke Ratte! Wir sind allein, und ich sage Ihnen, ich hin außer Dienst, und die neuen Vorschriften zur Behandlung dämlicher Rekruten sind mir scheißegal! Gnade Ihnen Gott, wenn ich Sie so vornehmen dürfte, wie ich wollte! Das Wasser würde Ihnen im Arsch kochen, aber gewaltig! Sie denken, Sie könnten mich fertigmachen, was? Sie denken, dem Kacker von Oberst kann ich die Nerven in Streifen schneiden, wie? Ich erlaube mir heute nachmittag in meiner funkelnagelneuen Kaserne den Namen des Rekruten Himmel ausrufen zu lassen. Keine Antwort! Ich erlaube mir, ihn durch den UvD im ganzen Kasernenbereich suchen zu lassen. Keine Spur vom Rekruten Himmel! Ich erlaube mir, der Feldjäger-Streife zu sagen, wenn ihr in den Kneipen einen findet, der wie ein Rotzlöffel aussieht und Himmel heißt, schleift ihn herbei, tot oder lebendig, am liebsten tot. Eine Erfolgsmeldung der Feldjäger bleibt aus! Denn wo ist der Rekrut Himmel? Der Rekrut Himmel trinkt in meiner Wohnung meinen Kognak! Er sagt meiner Frau, sie müßte sich andere Kleider anschaffen! Und der Herr Rekrut Himmel geht in aller Ruhe in den Gemeinderat! Was hat denn der Herr Rekrut im Gemeinderat zu suchen, wenn ich fragen darf? Was haben Sie dort verloren, Sie – Sie – antworten Sie, Mensch!"

Ich dachte, er sollte an Sankt Galle und Frau Leber denken und sich nicht so aufregen. Wie leicht kann innerlich ein Äderchen platzen. Was er sagte, war ein einziger unterdrückter Aufschrei, wie wenn einer mit beiden Fäusten aufs Klavier haut und dabei das leise Pedal tritt.

Ich sagte: „Ich sollte einen Vortrag

halten, damit die Zivilhevölkerung einen guten Eindruck vnn der nenen Bundeswehr hat."

Ein Stöhnen entrang sich ihm. Als er wieder sprechen konnte, stieß er hervor: „Verschwinden Sie! Gehen Sie mir aus den Augen, ehe ich mich vergesse! Auf der Einberufung steht, daß Sie sich am 1. April bei der Truppe zu melden haben. Noch ist der 1. April! Noch ist es nicht 24 Uhr! Verschwinden Sie. Scheren Sie sich in die Kaserne! Sie haben einen Schutzengel. Danken Sie Gott, daß Sie einen Schutzengel hahen!"

Er stampfte mit den Füßen, als wollte er seinen Zorn unter die Erde bringen. Ich dachte, verschwinden heißt die Parole und machte kehrt. Ich hörte noch, wie er bei jedem Stampfer knirschte: „Auf dem Sofa, unter der Seeschlacht – Himmel, Arsch und Zwirn!"

*

Bis Mitternacht hatte ich noch eine Stunde Zeit. Wenn das so war, wie der Oherst gesagt hatte, hrauchte ich ja nicht früher in der Kaserne zu sein, als unhedingt nötig. Geh erst zum Fürst, wenn du gerufen wirst!

Es war schließlich ein ereignisreicher Tag für mich gewesen. Susanne, meine Frau, hatte mich verlassen wegen der blöden Einberufung, ich hatte das Kind am Halse gehabt, ich hatte einrücken und mich einkleiden lassen müssen, ja, ich hatte zum erstenmal eine öffentliche Rede gehalten. Zu mir selbst war ich überhaupt noch nicht gekommen. In meinem Schädel drehte sich ein Mühlrad.

Dabei denke ich gern so vor mich hin. Manchmal sind es seltsame Gedanken, über die ich mich selbst am meisten wundere. Zum Beispiel denke ich, daß ich flatterhaft bin mit dem geheimen Wunsch nach Stetigkeit. Träume ich, so mit dem Verlangen, es wach und wirklich zu erleben. Werde ich sentimental, dann denke ich an Liehe, an Wärme oder an eine Armbeuge, in der es sich geborgen ruhen läßt.

Ich stieg den Zuschenkogel hinan. Nicht weit, nur ein Stück. Ich benutzte den Pfad für gebrechliche Sommerfrischler, der bis zur Zuschen-Hütte (1122 Meter) führt. Als ich eine Ruhebank fand, setzte ich mich.

Wo Susanne jetzt sein mochte? Ob sie in unsere hübsche Wohnung zurückgekehrt war? Susanne, mein Engelsköpfchen. Blond, schmal, so richtig zum Anbeißen und immer mit dem Mund vorneweg. Wenn sie sich nachts im Schlaf auf die andere Seite dreht, denkt man, das Bett bricht zusammen. Alles macht sie mit Schwung. Einen Fuß streckt sie immer unter der Bettdecke vor, und hei Vollmond sehen die Zehen aus wie fünf winzige Seifenblasen nebeneinander. Morgens hat sie ein ganz warmes Schnäuzchen wie ein Fohlen.

Tief atmete ich die frische Gebirgsluft ein. Dunkel war der Himmel, übersät mit Sternen, mattweiß strahlte der Kogel, schwarze Schatten lagen unter mir. Das war wie eine schützende milde Hand, in der freundlich und behaglich Pfarrmittenkirch lag, die Kirche, die Kneipen, die Kaserne ganz am Rand. Lichter hinter den Fenstern. Es war wie Sterne oben und Sterne unten. Morgen, dachte ich, morgen bin ich Soldat – wenn ich beim Heimweg ausgleite und mir was verstauche, komme ich vielleicht gleich ins Krankenrevier.

Aber so sehr ich auch lief und schlitternd die Serpentinen des Pfades abkürzte, ich stolperte nicht einmal.

Eine Minute vor 24 Uhr war ich an der Kaserne.

Der Posten sagte: „Du bist der Himmel, was?" Er kannte mich, scheint's schon.

Ich sagte: „Ja."

Da trat eine Gestalt aus dem Schatten, und eine Stimme, daß ich dachte, ich träume, rief: „Friedrich!"

„Susanne!" schrie ich. „Susanne!"

Der Posten hrüllte: „Mach, daß du rein kommst, du Idiot. Du fängst ja gut an!"

Er gab mir einen Stoß, daß ich durchs Tor torkelte.

Susanne rief verzweifelt: „Friedrich! Was macht der Kleine? Bitte sag doch, was macht der Kleine?"

Fortsetzung im nächsten Heft

Der Zweite Weltkrieg – und wie es dazu kam

In Europa gingen die Lichter aus

Ein Bericht von Joe J. Heydecker nach Dokumenten und Tagebüchern

Gesperrt für die Öffentlichkeit

Auf dem Hradschin, der tausendjährigen Prager Burg, unterzeichnete Hitler am 16. März 1939 den „Erlaß über das Protektorat Böhmen und Mähren". Am Tage zuvor war der ‚Führer' in der „Goldenen Stadt" eingetroffen, um seinen Triumph zu feiern, die „friedliche" Besetzung der „Rest-Tschechei". Die Öffentlichkeit bekam dieses Bild nicht zu sehen: Bilder, die Hitler mit Brille zeigten, wurden im Negativ mit Tintenstrichen gezeichnet

Die motorisierte Panzerdivision zog durch die Straßen Berlins. Es war am Nachmittag des 27. September 1938, und Hitler hatte selbst den Befehl dazu gegeben, um ein wenig Begeisterung zu schaffen. Aber die Menschen standen schweigend und mit ernsten Gesichtern an den Straßen.

Krieg ... Jeder dachte daran, wie das sein würde. Niemand wagte sich vorzustellen, was geschehen würde, wenn die

n die



Wehrmacht in die Tschechoslowakei einmarschierte.

Als die Panzerdivision durch die Wilhelmstraße zog, trat Hitler hinaus auf den Balkon der Reichskanzlei. Er sah die schweigenden Menschen. Es ist überliefert, was er sagte, als er wieder in den Raum zurücktrat:

„Mit diesem Volk kann ich noch keinen Krieg führen!"

Der Einmarsch der deutschen Truppen →



Hitler und Mussolini *in Kufstein. Am Morgen des Konferenztages fuhr Hitler seinem Verbündeten entgegen. Im Salonwagen wurde der Kurs für München festgelegt. – Mussolini war es, der – als „neutraler Dritter" – einen Vorschlag zur Lösung der Sudetenkrise machte. Die Engländer und Franzosen merkten nicht, daß der Entwurf von den Deutschen stammte*



Daladier und Bonnet, *der französische Ministerpräsident und sein Außenminister, auf der Fahrt vom Flugplatz nach Paris. Resigniert war Daladier aus München zurückgekehrt; er rechnete sogar mit seinem Sturz: Er hatte einem Abkommen zugestimmt, das Frankreichs Verbündeten, die Tschechoslowakei, verriet. Aber die Menschen jubelten: Der Friede gerettet!*

in die Tschechoslowakei sollte am 28. September um 14 Uhr beginnen. In letzter Minute hatte sich Chamberlain dann in den Morgenstunden des 28. an Rom gewandt und den Duce um Vermittlung gebeten.

Um elf Uhr telefonierte der Duce mit seinem Botschafter in Berlin; fünfzehn Minuten später erschien Attolico in der Reichskanzlei. Der französische Botschafter François-Poncet war bei Hitler. Auch er wollte vermitteln. Und die Worte, die er vor dem Eintreffen Attolicos sagte, schienen Hitler beeindruckt zu haben:

„Sie täuschen sich, Herr Reichskanzler, wenn Sie etwa glauben, den Konflikt auf die Tschechoslowakei lokalisieren zu können. Wenn Sie dieses Land angreifen, stecken Sie damit ganz Europa in Brand. Aber warum wollen Sie überhaupt dieses Risiko eingehen, wo Sie doch ohne Krieg die wesentlichsten Forderungen erfüllt erhalten können?"

Als Hitler den italienischen Botschafter empfing, stimmte er dem Vorschlag aus Rom ohne Zögern zu.

„Sagen Sie dem Duce, daß ich seinen Vorschlag annehme!"

Das war um 11.30 Uhr, am 28. September 1938.

Kaum waren Attolico und François-Poncet gegangen, als Sir Nevile Henderson in der Reichskanzlei erschien. Der britische Botschafter überbrachte einen Brief Chamberlains.

„Ich bin bereit, selbst sofort nach Berlin zu kommen", schrieb der britische Premier, „um alles mit Ihnen und Vertretern der tschechischen Regierung sowie mit Vertretern Frankreichs und Italiens zu besprechen. Ich kann nicht glauben, daß Sie wegen einer Verzögerung von ein paar Tagen die Verantwortung auf sich nehmen wollen, einen Weltkrieg ins Rollen zu bringen."

Es war kurz nach zwölf, als Hitler dem britischen Botschafter sagte:

„Auf Wunsch meines großen italienischen Verbündeten habe ich die Mobilmachung um 24 Stunden verschoben."

Um 14 Uhr gingen die Einladungen zur Münchner Konferenz hinaus. Am nächsten Tag sollten sich Chamberlain, Daladier, Hitler und Mussolini zusammensetzen.

London erfuhr von der Wendung noch am Nachmittag. In den Parks der Stadt war man dabei, Luftschutzgräben auszu-

heben. Denkmäler und Gebäude wurden mit Sandsäcken geschützt. Die Schulkinder wurden für die Evakuierung registriert, und in den Außenbezirken der Stadt fuhren Flak-Scheinwerfer und Abwehrgeschütze auf.

Um 14.55 Uhr war der britische Premierminister vor das Unterhaus getreten. Vor ihm lag das Manuskript seiner Rede. Er hatte sie sorgfältig vorbereitet. Es war nicht sehr hoffnungsvoll, was er sagen wollte, und er begann seine Rede sehr ernst. Er redete etwa eine Dreiviertelstunde.

Während er davon sprach, daß kein Zweifel bestehe, daß Großbritannien, käme es zum Krieg um die Tschechoslowakei, darin verwickelt würde, wurde dem Redner ein kleiner Zettel gereicht.

Chamberlain hielt eine Sekunde inne. Er schien die Nachricht nicht glauben zu können. Aber dann huschte ein erleichtertes Lächeln über sein Gesicht.

Seine Stimme war verändert, als er bekanntgab:

„Ich habe gerade die Mitteilung erhalten, daß der deutsche Reichskanzler Monsieur Daladier, Signor Mussolini und mich zu einer Besprechung der sudetendeutschen Frage nach München eingeladen hat. Ich brauche dem Unterhaus nicht zu sagen, was meine Antwort sein wird."

Er zögerte einen Augenblick. Dann zerriß er vor den Augen der Abgeordneten das Manuskript seiner Rede.

„Die Abgeordneten sprangen auf, schrien und applaudierten", berichtet Stefan Zweig, der diese historische Sitzung miterlebte. „Seit Jahren und Jahren hatte das ehrwürdige Haus nicht so gebebt von einem Ausbruch der Freude. Menschlich war es ein wunderbares Schauspiel, aber politisch stellte dieser Ausbruch einen ungeheuren Fehler dar, denn mit seinem wilden Jubel hatte das Parlament, hatte das Land verraten, wie sehr es zu jedem Opfer bereit war um des Friedens willen."

Überall in Europa machte die nervöse Spannung der letzten Tage einer überschwenglichen Freude Platz. Auch der amerikanische Präsident Franklin Delano Roosevelt, der selbst einen Vermittlungsvorschlag gemacht hatte, war erleichtert. Er sandte Chamberlain ein knappes Glückwunschtelegramm: „Good man."

Endlich würde wieder Ruhe und Frieden unter den Völkern einziehen, so dachten Millionen. Sie wußten nichts von dem Gespräch, das indessen zwischen Hitler und dem Duce stattfand.

München: Das Spiel mit falschen Karten

Hitler ist Mussolini am Morgen des 29. September bis nach Kufstein entgegengereist. Auf der Fahrt nach München besprechen die beiden Männer in dem Salonwagen die Lage. Auf den Tischen liegen Karten des Sudetengebietes und der Befestigungen im Westen.

Niemand redet von Frieden. Niemand spricht von dem unerträglichen Los der Sudetendeutschen, von ihrem Recht auf Vereinigung mit dem großen Reich aller Deutschen.

So erläutert Hitler – nach dem Tagebuch des italienischen Außenministers Ciano – die Lage: „Er gedenkt die Tschechoslowakei in ihrer jetzigen Form zu liquidieren, weil sie ihm 40 Divisionen festlegt und ihm Frankreich gegenüber die Hände bindet. Wenn die Tschechoslowakei gebührend deflationiert sei, würden 12 Divisionen genügen, um sie in Schach zu halten."

„Das Programm ist jetzt klar", so notiert Ciano, *„entweder hat die Konferenz in kurzer Zeit Erfolg oder die Lösung wird durch Waffen herbeigeführt. Im übrigen – fügt der Führer hinzu – wird der Tag kommen, an dem wir uns vereint gegen England und Frankreich werden schlagen müssen: Es ist von großem Wert, daß das geschieht, solange an der Spitze unserer Länder der Duce und ich stehen."*

Die Karten des großen Spiels sind bereits verteilt, als Hitler seinen Gästen aus London und Paris, Chamberlain und Daladier, im Führerbau zu München entgegentritt und ihnen die Hand zur Begrüßung reicht.

Es ist der 29. September 1938. Um 12.45 Uhr beginnt die Konferenz.

Vorerst verhandeln die vier Regierungschefs allein, nur Dolmetscher Schmidt ist dabei. Gleich zu Beginn erklärt Hitler, mit dem Einmarsch in das Sudetenland nicht mehr länger als zwei

→

In Europa gingen die Lichter aus

Tage warten zu wollen. Zwei Tage: das ist bis zum 1. Oktober.

„Deutschland kann dem Jammer und Elend der sudetendeutschen Bevölkerung nicht länger zusehen."

Chamberlain erhebt Einspruch. Wie würde man die Tschechen für die staatlichen Gebäude entschädigen, die bei der Abtretung an Deutschland fallen? Kann man den Tschechen nicht mehr Zeit geben, ihr Vieh aus dem Sudetenland fortzuführen?

Hitler weist den britischen Regierungschef schroff ab:

„Unsere Zeit ist mir zu schade, um mit derartigen Lappalien vertan zu werden."

Die Gespräche schleppen sich mühsam weiter. Es gibt keine Tagesordnung, keinen Vorsitzenden. Jeder Teilnehmer greift irgendeinen Punkt auf oder springt zu einem anderen Thema über.

In der Tat geht es bei dieser Konferenz nur noch um Formalitäten – darum, das Gesicht zu wahren. Unter dem Druck Großbritanniens und Frankreichs hat sich die Regierung in Prag inzwischen bereit gefunden, die sudetendeutschen Gebiete der Tschechoslowakei an Deutschland abzutreten.

Die tschechoslowakische Delegation, an ihrer Spitze der Sonderbevollmächtigte Hubert Masaryk, ist bei diesen Gesprächen nicht vertreten, obwohl ihm die Beteiligung zugesagt war. Die Männer aus Prag warten unter Bewachung im Hotel Regina. Die vier Großen der Konferenz halten es nicht für nötig, die Vertreter des Staates zu hören, über den das Urteil gefällt werden soll.

Um 15 Uhr wird die Sitzung für kurze Zeit unterbrochen. Danach werden auch andere hinzugezogen: die Botschafter, der deutsche Außenminister, Göring, Adjutanten und Sekretäre.

Am späten Nachmittag unterbreitet Mussolini – gleichsam als neutraler Dritter – der Konferenz einen Vorschlag für ein Abkommen über die Abtretung des Sudetenlandes.

Es ist der große Coup in diesem Spiel. Niemand schöpft Mißtrauen, schon deswegen nicht, weil Hitler sich gegenüber dem Vorschlag betont zurückhaltend zeigt. Das Abkommen, das Mussolini vorlegt, stammt jedoch nicht von ihm. Es ist bereits tags zuvor in Berlin entworfen worden – nach deutschen Quellen von Göring, dem ehemaligen Außenminister von Neurath und Staatssekretär Weizsäcker; nach italienischen Quellen von Ribbentrop und Hitler selbst.

Dolmetscher Paul Schmidt hatte den Entwurf ins Französische übersetzt. In dieser Fassung war das Dokument den Italienern zugeleitet worden. Der Duce ließ eine italienische Übersetzung anfertigen; diese legte er als seinen eigenen Vorschlag auf den Konferenztisch. Es sind jedoch nicht nur taktische Überlegungen, die Hitler veranlassen, die Urheberschaft dieses Schriftstücks verborgen zu halten. Das Dokument hätte leicht verraten können, daß Hitler seiner Macht nicht so sicher war. Gegenüber den ultimativen Forderungen, die er noch wenige Tage zuvor in Bad Godesberg gestellt hatte, waren diese



Chamberlain, *der britische Premier, wurde bei seiner Rückkehr aus München stürmisch begrüßt. „Peace for our time" – Friede für unsere Zeit, rief er den Londonern zu. Aber in seinem Innern mußte er, daß München nur ein Aufschub war*



Im Schloß Belvedere, *dem ehemaligen Sommersitz des Prinzen Eugen, setzten der Außenminister Deutschlands, Ribbentrop, und der Außenminister Italiens, Ciano, am 2. November 1938 eine neue ungarisch-tschechische Grenze fest. Nachdem das Sudetenland „heim ins Reich" gekehrt war, meldeten sich auch die anderen Nachbarn und forderten und bekamen Gebietsteile. Die Polen hatten schon das Gebiet um Teschen besetzt*

Vorschläge merklich zurückgeschraubt: Statt des bedingungslosen Einmarschrechtes für die Wehrmacht ist von einer zehntägigen, etappenweisen Besetzung die Rede. Die Bewohner der gemischten Gebiete sollen wählen können, ob sie in Zukunft Deutsche oder Tschechen sein wollen. Eine internationale Kommission soll strittige Grenzfragen besprechen, entscheiden und ihre Regelung kontrollieren.

Der Abend vergeht, während die „Großen Vier" über die Formulierungen der einzelnen Punkte sprechen. Über einen Punkt wird man sich nicht einig. Die Engländer und Franzosen fordern eine Garantie für die Rest-Tschechei; eine Garantie der nach der Abtretung des Sudetenlandes verbleibenden neuen Grenzen. Hitler antwortet ausweichend.

So vergeht Stunde um Stunde.

Während Hitler offensichtlich die ganze Zusammenkunft schon als zeitraubenden Fehler anzusehen scheint, sind Chamberlain und Daladier bedrückt: Sie haben bei der Zerstörung der Tschechoslowakei Hand mit angelegt ...

Nur Mussolini strahlt. Er fühlt sich als der Mann des Tages. Er hat die Konferenz zustande gebracht. Von ihm stammen – offiziell – die Vorschläge. Er ist der Friedensbringer der Welt.

Nach ein Uhr nachts ist der Text des Abkommens endlich fertiggestellt.

Die vier Regierungschefs unterzeichnen.

Jetzt erst werden die Mitglieder der tschechischen Delegation, die immer noch im Hotel Regina warten, in den Führerbau geholt, um den Spruch entgegenzunehmen.

Hitler und Mussolini hatten sich schon entfernt. Müde stand Chamberlain im Konferenzzimmer. Daladier war verlegen und wich jedem Gespräch mit den Tschechen aus.

„Die Atmosphäre wurde für alle Anwesenden immer bedrückender", vermerkt Masaryk in seinem Bericht. „Es wurde uns ziemlich brutal erklärt, daß gegen dieses Urteil keine Berufung eingelegt werden könne und keinerlei Möglichkeit einer Abänderung bestehe. Wir verabschiedeten uns und gingen."

Am Mittag des 30. September erklärte der tschechoslowakische Außenminister Kamil Krofta in Prag den Gesandten Großbritanniens, Frankreichs und Italiens: „Wir fügen uns den in München ohne uns und gegen uns getroffenen Beschlüssen. Ich will nicht kritisieren, aber für uns ist es eine Katastrophe, die wir nicht verdient haben. Wir fügen uns und werden bestrebt sein, unserem Volk ein ruhiges Leben zu sichern. Ich weiß nicht, ob dieser in München gefaßte Beschluß Ihren Ländern zum Nutzen gereichen wird. Aber auf jeden Fall: Wir sind nicht die letzten. Nach uns wird auch andere dasselbe Schicksal ereilen."

Chamberlain wußte, daß der Friede noch keineswegs dauerhaft gesichert war. Er wollte noch eine zweite Unterschrift Hitlers mit nach Hause nehmen. Nur wenige Stunden nach der Unterzeichnung des Münchener Abkommens suchte der englische Premier Hitler in dessen Münchener Privatwohnung auf. Er trug ein in doppelter Ausführung vorbereitetes Schriftstück bei sich, aber er überreichte es erst, als die Unterhaltung in einer freundlichen Atmosphäre verlief.

Dolmetscher Schmidt übersetzte aus dem englischen Text:

„Wir sehen das gestern abend unterzeichnete Abkommen und den deutsch-englischen Flottenvertrag als symbolisch für den Wunsch unserer beiden Völker an, niemals wieder gegeneinander Krieg zu führen ..."

Chamberlain bat Hitler, das Dokument zu unterschreiben.

„Jaja", sagte Hitler nach Chamberlains Erinnerung, „das will ich sicherlich unterschreiben, wann sollen wir es tun?"

„Jetzt", schlug der Premierminister vor.

Hitler ging zum Schreibtisch und setzte seine Unterschrift unter die zwei Exemplare.

Eine ähnliche Nichtangriffsversicherung unterzeichneten die Außenminister Bonnet und Ribbentrop neun Wochen später in Paris für Deutschland und Frankreich. Beide Regierungen verpflichteten sich, alle ihre Kräfte für friedliche und gutnachbarliche Beziehungen einzusetzen.

„Beide Regierungen erkennen feierlich die Grenze zwischen ihren Ländern, wie sie gegenwärtig verläuft, als endgültig an."

Ende September, einen Tag nach München, als der französische Ministerpräsi-

→

In Europa gingen die Lichter aus

dent nach Paris zurückflog, rechnete Daladier damit, gestürzt zu werden: Er hatte seine Unterschrift unter ein Abkommen gesetzt, durch das Frankreichs Verbündeter, die Tschechoslowakei, verraten wurde.

Doch als Daladiers Maschine auf dem Flugplatz Le Bourget landete, wartete auf ihn eine riesige Menschenmenge. Das Volk war herbeigeströmt, um dem Friedensbringer einen überwältigenden Empfang zu bereiten.

Auch der britische Premier wurde, von München nach London zurückgekehrt, auf dem Flugplatz von einer jubelnden Menschenmenge begrüßt. Noch auf der Treppe zog Chamberlain das Schriftstück, das Hitler unterzeichnet hatte, stolz aus der Tasche und winkte den Londonern damit zu. Am Abend rief er den in der Downing Street versammelten Menschen zu: „Zum zweitenmal in unserer Geschichte ist aus Deutschland ein ehrenhafter Friede gekommen. Ich glaube, es ist ein Frieden für unsere ganze Generation – peace for our time."

Die Kinos brachten am gleichen Abend Wochenschaubilder von der Rückkehr. Als ihr Premier die Vereinbarung in der Luft schwenkte und von Frieden sprach, sprangen die Zuschauer von den Sitzen und jubelten dem Mann auf der Leinwand zu.

Doch Chamberlain war nicht nur mit diesem Abkommen nach England zurückgekehrt. Er war zurückgekehrt mit dem festen Entschluß, die Zeit zu nutzen.

Nach einer Woche bat er das Unterhaus, „nicht zuviel hineinzulesen in Worte, die ich in einem Augenblick der Erregung nach einem langen, aufreibenden Tag gebrauchte". Und zu Lord Halifax sagte er: „All das wird in drei Monaten vorüber sein."

Chamberlain war zurückgekehrt mit dem Entschluß aufzurüsten, solange es noch Zeit war.

Eine Stimme grollte inmitten des Jubels – die Stimme des Unterhausabgeordneten Winston Churchill.

Am 5. Oktober, während Hitlers Truppen in das Sudetenland einmarschierten, sagte er vor dem Parlament:

„Schweigend, trauernd, verlassen und gebrochen versinkt die Tschechoslowakei im Dunkel. Unserem loyalen, tapferen Volk, das bereit war, um jeden Preis seine Pflicht zu tun, mißgönne ich durchaus nicht den natürlichen, spontanen Ausdruck der Freude und Erleichterung, aber die Wahrheit muß es doch erfahren.

Es ist erst der Beginn der Abrechnung. Es ist nur der erste *Schluck,* der erste Vorgeschmack des bitteren Kelches, der uns *Jahr für Jahr vorgesetzt werden wird,* es sei denn, daß wir unsere moralische Gesundheit und kriegerische Kraft in höchstem Maße wiedergewinnen, daß wir uns wieder erheben und wie in alten Zeiten für die Freiheit einstehen."

In Frankreich und Großbritannien herrschte Jubel. Auch in Deutschland hatten die Menschen Grund zur Freude. Das Gespenst des Krieges war gebannt.



Sand in die Augen

Ribbentrop *nach Unterzeichnung der deutsch-französischen Nichtangriffserklärung in Paris (Bild oben) und in Warschau bei seinem Angebot: Korridor-Garantie gegen Danzig*

Das Sudetenland und die deutschen Brüder kamen heim ins Reich. Der dauernde Friede schien bevorzustehen.

Einige Männer in Deutschland gab es, die diese Illusion nicht hegten: die Männer um den ehemaligen Leipziger Oberbürgermeister Carl Goerdeler, den am 27. August 1938 zurückgetretenen Generalstabschef Ludwig Beck, um seinen Nachfolger Franz Halder und um den Staatssekretär Ernst von Weizsäcker. Sie sahen, wohin Hitlers Weg führen mußte, und sie hatten in den Monaten vor München auch alles versucht, um die Engländer vor einem Nachgeben gegenüber Hitler zu warnen.

Ganz deutlich hatten sie in London zu verstehen gegeben, daß die Wehrmachtsführung mit Waffengewalt gegen Hitlers Politik auftreten werde, wenn London dem *Führer* einen diplomatischen Sieg in der Sudetenkrise verweigere. Wenn Hitler den Marschbefehl gegen die Tschechoslowakei geben würde, werde das Heer putschen. Für den 29. September war eine Aktion vorbereitet. Die erbetene Erklärung Chamberlains blieb jedoch aus. Statt dessen traf am 28. September die Nachricht ein, der britische Premier werde nach München fliegen. Die Grundlage des Putsch-Planes brach zusammen. Hitler verdankte Chamberlain also nicht nur einen diplomatischen Sieg, sondern indirekt auch die Fortdauer seines Regimes . . .

Die Münchener Konferenz hatte aber Hitlers Absicht, die Tschechoslowakei ganz zu zerschlagen, vereitelt: ein Restgebilde blieb.

Wütend sagte Hitler im engsten Kreis, als das Spiel von München zu Ende war:

„Meine Herren, das war meine erste internationale Konferenz, es war auch meine letzte!"

Ein Engländer sagt: „Ich rufe Sieg Heil!"

Das Schicksal des verstümmelten tschechoslowakischen Staates war von diesem Tag an besiegelt. Am 1. Oktober begann der Einmarsch der deutschen Truppen in die abgetrennten Gebiete. Schon meldeten sich auch die Nachbarn, denen Hitler mit der Besetzung des Sudetenlandes ein Beispiel gegeben hatte.

Polen nutzte die Situation schnöde aus und forderte das Olsagebiet einschließlich Oderbergs, ein wichtiges Industriezentrum.

Niemand erhob Einspruch. Am 2. Oktober 1938 rückten polnische Truppen in Teschen ein. Der tschechische General übergab die Stadt dem polnischen Befehlshaber. Seine bitteren und prophetischen Worte sind überliefert:

„*Ich tue meine schwere Pflicht in der Überzeugung, daß Polen dieses Grenzland einmal an Hitler weitergeben muß!*"

Die Welt sah dem Schauspiel zu, wenn auch mit Abscheu.

„Wenn Hitler jetzt gegen Polen vorgeht", kommentierte der britische Publizist Stephen King-Hall verächtlich in einer Wochenzeitung, „rufe ich Sieg Heil!"

Aber nicht nur Polen holte sich bei dieser Gelegenheit seinen Teil. Die Slowaken verlangten die Autonomie: das heißt Selbständigkeit mit Ausnahme der Außen- und Wehrpolitik des Landes. Am 6. Oktober bildeten sie in Bratislava (Preßburg) eine Regierung unter dem Vorsitz des Pfarrers Josef Tiso.

Die Ukrainer im Karpathengebiet eiferten den Slowaken nach und ertrotzten sich zwei Tage später ebenfalls die Autonomie.

Benesch hatte resigniert. Am 5. Oktober trat der Staatspräsident zurück. Kaum hatte er das Land verlassen, da eilte Frantisek Chvalkovsky, der Nachfolger des ebenfalls zurückgetretenen Außenministers, schon nach Berlin. Am 13. Oktober teilte er Ribbentrop ergeben mit, Prag werde in Zukunft eine Politik der engsten Zusammenarbeit mit Deutschland verfolgen.

Im Süden sicherten sich nun auch die benachbarten Ungarn ihren Teil. „Im Namen des Selbstbestimmungsrechts der Nationalitäten und in voller Gleichberechtigung mit dem Recht der Sudetendeutschen" beanspruchen sie die Karpatho-Ukraine und verlangten sofort die Auslieferung „von zwei oder drei tschechoslowakischen Grenzstädten, die von ungarischen Truppen besetzt werden."

Großbritannien forderte die ungarische Regierung zur Mäßigung auf. In Budapest drohte man mit Mobilmachung.

Der Streit wurde am 2. November durch einen Schiedsspruch Deutschlands

→

und Italiens beendet. Ribbentrop und Ciano trafen sich im Wiener Schloß Belvedere, der ehemaligen Sommerresidenz des Prinzen Eugen, mit den Außenministern der Tschechoslowakei und Ungarns.

Dolmetscher Paul Schmidt beschreibt die Szene:

„In einem kleineren kreisrunden Saal mit vielen Fenstern war auf einem großen runden Tisch in der Mitte eine Karte der umstrittenen Gebiete ausgebreitet. Vor diesem Tisch standen Ribbentrop und Ciano, umgeben von ihren Mitarbeitern. Jeder der heiden Außenminister hatte einen dicken Bleistift in der Hand, und während sie miteinander sprachen, korrigierten sie die von den Sachverständigen als Grundlage des Schiedsspruches eingezeichnete neue Grenzlinie.

‚Wenn Sie die tschechischen Interessen weiter so verteidigen', rief Ciano mit einem boshaften Lächeln Ribbentrop zu, ‚dann werden Sie von Hacha noch einen Orden bekommen', und nahm seinen Bleistift, um mit dicken Strichen die Linie zugunsten Ungarns zu verändern. ‚Das geht entschieden zu weit', protestierte Ribbentrop, dem der Sachreferent des Auswärtigen Amtes vorher etwas zugeflüstert hatte, und zeichnete einen Teil der Linie neu ein. Und so wurde zwischen den heiden Außenministern noch eine ganze Weile hin- und hergestritten, es wurde radiert und neu eingezeichnet, die Bleistifte wurde immer stumpfer und die Grenzlinien immer dicker.

‚Die Grenzkommission wird es schwerhaben, eine genaue Linie festzulegen', flüsterte mir ein Kollege zu, ‚in Wirklichkeit sind diese dicken Bleistiftstriche ja ein paar Kilometer breit.' "

Der „Wiener Schiedsspruch" zwang die Tschechoslowakei, weitere 12 400 Quadratkilometer abzutreten.

Hitler kam diese Entwicklung sehr gelegen. Er ließ schon bald nach München keinen Zweifel mehr daran, daß er sich nicht auf den Münchener Lorbeeren ausruhen wollte.

Am 9. Oktober 1938 hielt er in Saarbrücken eine Rede. Sie alarmierte die Welt, die eben erst Frieden gefunden zu haben glaubte. Hitler sprach von der Notwendigkeit weiterer schnellerer Rüstungen.

Einen Tag nach dieser Rede erfuhr Botschafter Ulrich von Hassell von Staatssekretär Weizsäcker, welches Ziel Hitler verfolgte. Hitler habe in seiner engeren Umgebung geäußert, „daß das tschechische Problem binnen weniger Monate doch noch total liquidiert werden müsse (Abkneifen an der engen Stelle)". Und von Hassell vertraute seinem Tagebuch an:

„Weizsäcker war innerlich ganz erschüttert über Hitlers Methoden und über seinen leichtfertigen, oberflächlichen, unsachlichen Chef Ribbentrop. Er meinte, er könne sich nicht vorstellen, daß diese Geschichte noch lange funktioniere."

Am 14. Oktober wurde einigen Eingeweihten vollends klar, daß hinter den Kulissen bereits neue Entscheidungen gefallen waren. An diesem Tag rief der Generalbevollmächtigte für den Vierjahresplan, Hermann Göring, die Herren seines Stabes für industrielle Planung zusammen. Die Konferenz war geheim.

„Ich habe vom Führer den Auftrag", eröffnete Göring den Teilnehmern, „die Rüstung abnorm zu steigern, wobei in erster Linie die Luftwaffe steht. Die Luftwaffe ist schnellstens zu verfünffachen. Im Vierjahresplan sind in erster Linie alle Bauten vorwärtszutreiben, die der Rüstung dienen. Ich werde die Wirtschaft, wenn es notwendig ist, mit brutalen Mitteln umdrehen, um dieses Ziel zu erreichen."

Er nannte die Methoden, an die er dachte:



Mit allen Ehren *wurde der tschechoslowakische Staatspräsident Dr. Emil Hacha am Abend des 14. März 1939 in Berlin empfangen. Auf dem Anhalter Bahnhof schritt er die Front einer Ehrenkompanie ab. Dort erfuhr Hacha von seinem*

„Vor allem ist die weibliche Jugend viel mehr einzustellen. Achtstündige Arbeitszeit gibt es nicht mehr; wo notwendig, sind Überstunden zu machen, zwei- bis dreifache Schichten sind selbstverständlich. Wo Weigerungen der Arbeiterschaft erfolgen, wie zum Beispiel in Österreich, werde ich mit Zwangsarbeit vorgehen; ich werde Zwangsarbeitslager schaffen ..."

Es vergingen nur wenige Tage, bis Hitler in einer Weisung an die Wehrmacht seine nächsten Ziele klar absteckte.

Die Geheime Kommandosache trägt das Datum vom 21. Oktober 1938 – genau drei Wochen nach der Münchener Konferenz. Die Überschrift lautete: „*Erledigung der Rest-Tschechei.*"

Die Wehrmacht hat sich danach auf folgende zwei Fälle vorzubereiten:

„Erledigung der Rest-Tschechei; Inbesitznahme des Memellandes."

Es folgen detaillierte Anweisungen:

„Es muß möglich sein, die Rest-Tschechei jederzeit zerschlagen zu können ...





Ende eines Staates

Botschafter in Berlin, daß deutsche Truppen bei Mährisch-Ostrau die Grenze überschritten hatten. Alles war nur noch ein meisterhaft arrangiertes Spiel: Zuerst ließ man den Tschechen vier Stunden im Hotel „Adlon" warten. Dann wurde er in die Reichskanzlei gebeten (Bild rechts). Dort wurde aber nicht verhandelt. Hacha hatte nur den Entschluß Hitlers entgegenzunehmen und zu unterzeichnen, daß er „das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers legt"

Organisation, Gliederung und Bereitschaftsgrad der dafür vorgesehenen Verbände sind schon im Frieden derart auf Überfall abzustellen, daß der Tschechei selbst jede Möglichkeit planmäßiger Gegenwehr genommen wird ...

Durch frühzeitiges Ausschalten der tschechischen Luftwaffe ist der rasche Vormarsch des eigenen Heeres zu gewährleisten."

Einige Zeit später, am 17. Dezember, ergehen zu dieser Führerweisung zusätzliche Befehle.

Hitlers Entschluß stand fest. Nur eines brauchte er noch: Mussolinis Rückendeckung.

Am 27. Oktober 1938 flog Ribbentrop nach Rom. Obwohl die Achse Rom–Berlin nunmehr seit zwei Jahren bestand, gab es zwischen Deutschland und Italien noch kein militärisches Bündnis. Seit Juli 1938 verhandelten die beiden Partner über ein solches Bündnis, dem auch Japan angehören sollte. Aber in Tokio kamen die Dinge nur langsam voran, und auch die Italiener sperrten sich. Als Ribbentrop in München seinem Kollegen Ciano einen ersten Vertragsentwurf übergab, legte der nicht eben große Begeisterung an den Tag.

„Er sagt, daß es die größte Sache der Welt sei", vermerkte Ciano in seinem Tagebuch. „Immer beim Übertreiben, dieser Ribbentrop! Ich glaube, wir werden die Sache mit großer Ruhe studieren und vielleicht für einige Zeit beiseite legen."

Ende Oktober wollte Ribbentrop die Italiener nun aus ihrer Ruhe schrecken: Abermals schlug er vor: „Ein rein defensives Bündnis zwischen Italien, Deutschland und Japan gegen nichtprovozierte Angriffe."

Aber Mussolini reagierte wiederum kühl. Ribbentrops Reden gingen dem Duce zu weit. Ciano gibt sie so wieder: „Er hat sich die Idee des Krieges in den Kopf gesetzt, er will den Krieg, seinen Krieg. Er weiß nicht, oder sagt nicht, welches seine genaue Marschrichtung ist. Er stellt weder die Feinde fest, noch bezeichnet er die Ziele. Aber er will den

⟶

In Europa gingen die Lichter aus



Einmarsch in Prag. *Am 16. März 1939 ziehen deutsche Soldaten in die Kaiserburg der Stadt an der Moldau ein (Bild oben). In einem Erlaß vom gleichen Tag spricht der „Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht", Hitler, den Truppen für ihre Leistung und Haltung seine besondere Anerkennung aus. Von einem Fenster der Burg zeigt er sich der Bevölkerung (Bild unten). – Die Welt war über diesen Handstreich so verblüfft, daß niemand reagierte. „In vierzehn Tagen spricht kein Mensch mehr darüber!" sagte Hitler in Prag zu seinem Reichspressechef. Aber diesmal sollte er sich irren*



Krieg in den nächsten drei oder vier Jahren."

Der Duce hielt die Zeit für einen deutsch-italienischen Militärpakt noch nicht für gekommen. „Das Bündnis besteht de facto", war seine Meinung. Mit Freundschaftsbeteuerungen, aber ohne schriftliche Abmachungen, kehrte Ribbentrop also nach Berlin zurück. Eine Gewißheit hatte er allerdings: Italien würde zu einem späteren Zeitpunkt das Bündnis mit dem Reich eingehen – vorausgesetzt, daß es kein defensives, sondern ein offensives Bündnis sein sollte. Zwei Bemerkungen Mussolinis hatten den Reichsaußenminister offensichtlich beeindruckt:

„Wir müssen die Ziele und Eroberungen festlegen. Wir, unsererseits, wissen bereits, wie weit wir gehen wollen."

Und die zweite:

„Dann wollen wir ein Bündnis schließen, das die Landkarte der Welt verändern soll!"

Nach Ribbentrops Rückkehr begann das deutsche Oberkommando auf Befehl Hitlers sofort, „Gedanken für Wehrmachtbesprechungen mit Italien" auszuarbeiten. Am 30. November stellte Keitel das Schriftstück dem Reichsaußenminister zu.

„Keine örtlich gemeinsame Kriegführung unter einheitlichem Befehl, sondern Zuteilung besonderer Aufgaben und Kriegsschauplätze für jeden Staat.

Aufgabenverteilung. Deutschland: Zusammenfassen aller Kräfte zu Lande, See und Luft an der Westfront.

Italien: Englische und französische Einflußsphäre in Nordafrika, Ägypten, Palästina und im Orient bedrohen. Starke französische Kräfte an der Alpenfront binden. Wegnahme von Korsika ..."

Anfang Januar 1939 ließ Mussolini mitteilen, daß er jetzt entschlossen sei, das Militärbündnis mit Deutschland und Japan einzugehen. Er sprach in diesen Tagen zu seiner Umgebung nur von den zukünftigen Eroberungen: von Tunis und Djibouti in Afrika, von der Insel Korsika, der französischen Mittelmeerküste bis Nizza. Und dann von weiteren Zielen: Jugoslawien, Libyen, Ägypten, dem Suezkanal; vor allem aber Albanien.

Als der britische Premierminister am 10. Januar nach Rom kam und sich bei Mussolini vorsichtig nach den Plänen Hitlers erkundigte („Trägt er sich mit Plänen gegen die Ukraine, gegen Polen, gegen Frankreich?"), gab ihm der Duce zur Antwort:

„Nach meinem Dafürhalten hat das Reich eine lange Zeit des Friedens nötig, um die bisherigen Erwerbungen und Eroberungen zu verdauen und zu konsolidieren."

Wieder ließ sich Chamberlain täuschen. Wie aus einer seiner privaten Aufzeichnungen hervorgeht, glaubte er der Versicherung des Duce, „daß er Frieden wünsche und daß er bereit sei, seinen Einfluß dafür zu verwenden".

Außenminister Ciano mokierte sich über den gutgläubigen „Alten mit dem Regenschirm", der von einer tiefen Sorge erfüllt war:

„Die deutsche Aufrüstung lastet auf den Engländern wie Blei. Sie wären zu jedem Opfer bereit, wenn sie nur klarer in die Zukunft sehen könnten."

Gibst du mir, geb' ich dir

Hitler war nach Mussolinis Einwilligung in das Bündnis einen großen Schritt weiter: Die Südflanke des Reiches war gedeckt. Er konnte nachholen, was durch die Münchener Konferenz verzögert worden war: Die Zerschlagung der letzten Reste des tschechoslowakischen Staatsgebiets.

Lange Zeit schon spielte Hitler mit dem Gedanken, die Polen als Verbündete zu gewinnen.

„Jede polnische Division hat für mich den gleichen Wert wie eine deutsche", sagte er zu Walter Hewel, seinem Verbindungsmann zu Ribbentrop.

Am 24. Oktober 1938 traf sich Ribbentrop mit dem polnischen Botschafter Lipski in Berchtesgaden.

Bei einem Frühstück im Grand Hotel machte Ribbentrop Vorschläge für eine „Gesamtlösung zur Gründung einer dauernden deutsch-polnischen Freundschaft". Er schlug eine Verlängerung des deutsch-polnischen Paktes auf fünfundzwanzig Jahre vor. Und er bot an, die Frage der Karpatho-Ukraine den polnischen Wünschen entsprechend zu lösen.

Aber er stellte in dieser Besprechung vom 24. Oktober zum erstenmal auch all jene Forderungen, die schließlich den deutsch-polnischen Krieg heraufbeschwo- →

In Europa gingen die Lichter aus

ren. Damals wurde der Zündstoff für den zweiten Weltkrieg geschichtet. Ribbentrop forderte:

Rückkehr Danzigs ins Reich. Exterritoriale Autostraße durch den polnischen Korridor nach Ostpreußen. Mehrgleisige exterritoriale Eisenbahnlinie.

Erst am 19. November übergab der polnische Botschafter Lipski dem deutschen Außenminister die Antwort: Ablehnung der Danzig-Forderung, aber Bereitschaft zu anderen Zugeständnissen.

Vorsorglich erteilt Hitler der Wehrmacht am 24. November 1938 den Befehl:

„Es sind Vorbereitungen zu treffen, daß der Freistaat Danzig überraschend von deutschen Truppen besetzt werden kann. Voraussetzung ist eine handstreichartige Besetzung von Danzig in Ausnutzung einer politisch günstigen Lage ..."

Aber noch wurden die Gespräche mit den Polen fortgeführt.

Der deutsche Botschafter in Warschau, von Moltke, suchte auf Anweisung Ribbentrops Außenminister Beck auf und betonte, wie großen Wert Berlin auf die deutsch-polnische Freundschaft lege. Nach einigem Zögern erklärte sich Beck bereit, nach Deutschland zu kommen.

Am 5. Januar 1939 empfing ihn Hitler auf dem Obersalzberg. Abermals bot der Führer für die Abtretung Danzigs eine Garantie für den Korridor an. Am 25. Januar reiste Ribbentrop nach Warschau. Im Auftrage Hitlers wiederholte er dessen Angebot.

Aber Polen hatte sich inzwischen entschieden: Beck hielt die Auslieferung Danzigs für untragbar.

Der Versuch einer deutsch-polnischen Annäherung nach Hitlers Vorstellungen war gescheitert.

Tisos Telegramm

Am 12. Februar empfing Hitler den radikalen slowakischen Politiker Vojtech Tuka. Bei der Unterredung in der Reichskanzlei beschwor Tuka Hitler, „das Schicksal des slowakischen Volkes in seine Hände zu nehmen".

Hitler freilich war schon dabei. Er ließ in dem Gespräch durchblicken, daß es an der Zeit sei, daß die Slowaken jetzt handelten. Er drohte, sonst sei er gezwungen, das Land den Ungarn auszuliefern.

Der Besucher aus Preßburg verstand Hitler am Ende ganz richtig: Die Slowakei, die ihre Autonomie bekommen hatte, mußte sich so schnell wie möglich vollständig vom tschechischen Staat trennen.

In Prag wurden die slowakischen Loslösungsbestrebungen bald erkannt. Außenminister Chvalkovsky war bereit, auch dieses Opfer zu bringen, „falls Berlin eine unabhängige Slowakei wolle". Aber Staatspräsident Emil Hacha leistete Widerstand.

Der Präsident, Nachfolger des zurückgetretenen und inzwischen nach Amerika ausgewanderten Benesch, forderte von der autonomen slowakischen Regierung Tiso, jeden Separatismus aufzugeben und sich klar zum tschechoslowakischen Gesamtstaat zu bekennen. Die Slowaken lehnten ab.

Das war am 9. März. Einen Tag später wurden Tiso und zwei seiner Minister von der Prager Zentralregierung abgesetzt. Tschechische Truppen entwaffneten die Hlinka-Garde, eine halbmilitärische Organisation slowakischer Nationalisten. Tiso und seine Anhänger flohen nach Wien.

Für Hitler war der Augenblick zum Zuschlagen gekommen. Der Schachzug war klug erdacht: Mit den Slowaken Prag zu stürzen. Und keiner konnte Hitler daran hindern. Die Garantieerklärung für die Grenzen der Rest-Tschechei, die Frankreich und Großbritannien in München gefordert hatten, war damals unter den Tisch gefallen.

Hitler brauchte Unruhen, um einzugreifen. Lange hatte er sie zu forcieren versucht — doch vergebens, wie ein Telegramm der deutschen Botschaft in Prag vom 13. März deutlich zeigt:

„Sehr große Schwierigkeiten, Tschechen in Stimmung zu bringen. Größere Gewaltaktionen erforderlich, um ernstere Zwischenfälle herbeizuführen."

Nun gab es genügend Vorwände. Berlin anerkannte die abgesetzte Regierung Tisos nach wie vor als die einzig rechtmäßige Vertretung des slowakischen Volkes. Tiso wurde am 13. März nach Berlin zitiert. Hitler drängte ihn, nunmehr endlich die völlige Unabhängigkeit der Slowakei auszurufen. Wenn das nicht jetzt geschehe, könne das nur als ein Zeichen dafür angesehen werden, daß es den Slowaken mit ihrer Unabhängigkeit nicht ernst sei. In diesem Fall, wiederholte Hitler seine Drohung, werde er ruhig zusehen, wenn sich Ungarn die Slowakei einverleibe.

Ribbentrop unterstrich diese Drohung, indem er Tiso eine Meldung über die Zusammenziehung ungarischer Truppen an der slowakischen Grenze vorlas.

Diese Nachricht machte Eindruck auf Tiso. Er dankte Hitler mit überschwenglichen Worten. Als er am nächsten Tag nach Preßburg zurückkehrte, trug er den Text eines Telegramms mit, das ihm von den Deutschen diktiert worden war. Dieses Telegramm sollte er nach Berlin schicken:

„Im Namen der Slowakischen Regierung beehre ich mich, Euer Exzellenz mitzuteilen, daß heute das souveräne slowakische Volk das unerträgliche tschechische Joch abgeschüttelt hat ..."

Unterschrift: Dr. Tiso, Ministerpräsident der Unabhängigen Slowakei.

Der slowakische Landtag erklärte die Selbständigkeit des Landes. Der Preßburger Sender gab die Meldung durch, zuerst auf slowakisch und dann in deutscher Sprache.

Mit der slowakischen Unabhängigkeitserklärung wurde auch das Schicksal des tschechoslowakischen Ostzipfels der Karpatho-Ukraine entschieden. Das Gebiet wurde von Hitler jetzt den Ungarn zugeschlagen.

Ungarns Staatsoberhaupt, Reichsverweser Admiral Nikolaus von Horthy, sandte sogleich ein Telegramm:

„Euer Exzellenz!

Herzlichen Dank! Ich kann gar nicht sagen, wie glücklich ich bin! Trotz unserer fünfwöchigen Rekruten gehen wir die Sache mit Begeisterung scharf an. Die Dispositionen sind bereits getroffen. Am Donnerstag, dem 16. März, erfolgt ein Grenzzwischenfall, dem Samstag der große Stoß folgen soll. Ich werde diesen Beweis der Freundschaft nie vergessen, und Euer Exzellenz können auf meine Dankbarkeit ewig felsenfest rechnen!"

In der Nacht zum 14. März gab der Rest dessen, was einmal die Tschechoslowakei gewesen war, dem Druck von allen Seiten nach.

Der tschechoslowakische Außenminister ließ beim deutschen Geschäftsträger telefonisch anfragen, ob Hitler dem Herrn Staatspräsidenten Dr. Emil Hacha Gelegenheit zu einer persönlichen Unterredung gewähren würde.

„Bitte schriftlich!" War die Antwort.

Der tschechische Außenminister wiederholte seine Bitte schriftlich. Ein chiffriertes Telegramm ging nun nach Berlin. Hitler stimmte zu.

Vor zwei Tagen, am 12. März, hatte man in Berlin bereits den Text eines Ultimatums ausgearbeitet, das von Prag verlangte: Kein Widerstand. Startverbot für alle Flugzeuge. Keine Unterbrechung öffentlicher Verkehrsmittel. Keine Störung des Wirtschaftslebens. Keinerlei Meinungsäußerung in Presse, Rundfunk oder öffentlichen Veranstaltungen ...

Hachas Besuch bot die Gelegenheit, die Annahme dieser Bedingungen zu erzwingen.

Großer Bahnhof für einen geschlagenen Mann

Der Zug aus Prag, der Staatspräsident Hacha und seinen Außenminister Chvalkovsky nach Berlin brachte, fuhr am Abend des 14. März auf dem Anhalter Bahnhof ein.

Hacha wurde mit allen Ehren empfangen. Im dichten Schneegestöber schritt er die Front der Ehrenkompanie ab.

Aber schon auf dem Bahnsteig berichtete ihm sein Botschafter in Berlin, Mastny, daß deutsche Truppen bereits die tschechische Grenze bei Mährisch-Ostrau überschritten hätten.

Anschließend wurden die Tschechen ins Hotel Adlon gefahren. Dort warteten sie.

Es wird ein Uhr nachts, bis Hitler sich endlich rührt und die Minister in die

Reichskanzlei bittet. Die Regie ist meisterhaft. Umgeben von General Keitel, Feldmarschall Göring, Ribbentrop und anderen Beamten empfängt Hitler die Tschechen.

Der Mann, der weiß, daß er gekommen ist, um seine Niederlage zu besiegeln, hat vielleicht noch einen letzten Funken Hoffnung. Er erniedrigt sich für sein Land und beeilt sich, dem Führer seine Hochachtung auszudrücken. Er sagt, daß er der Slowakei keine Träne nachweine, daß er sich über die ganze Entwicklung freue. Und er sagt, daß das Schicksal seines Landes in den Händen des Führers gut aufgehoben sei.

Dann schweigt er.

Nun redet Hitler. Es ist eine lange Litanei, die sich Hacha und Chvalkovsky anhören müssen. Eine Wiederholung all jener Vorwürfe gegen die Tschechoslowakei, die Hitler seit Beginn der Sudetenkrise im Sommer 1938 schon hundertmal erhoben hat.

Am Schluß kommt der entscheidende Satz. Was der tschechische Gesandte seinem Präsidenten schon am Bahnhof gesagt hat, wird damit bestätigt:

„Ich habe den Befehl zum Einmarsch der deutschen Truppen und zur Eingliederung der Tschechoslowakei in das Deutsche Reich gegeben."

Wie versteinert sitzen Hacha und Chvalkovsky in ihren Sesseln.

Hitler fährt fort:

„Wenn Sie Blutvergießen verhindern wollen, dann telefonieren Sie am besten sofort mit Prag und geben Weisung an Ihren Kriegsminister, daß kein Widerstand von den tschechischen Truppen geleistet wird!"

In diesem Augenblick bricht Hacha zusammen. Hitlers Leibarzt, Dr. Morell, wird hereingerufen. Während er sich um den Ohnmächtigen bemüht, versucht Ribbentrop, eine Telefonverbindung mit Prag herzustellen.

Die Leitung ist unterbrochen.

Ribbentrop tobt. Dann kommt die Verbindung.

Hacha, der sich nach den Spritzen Dr. Morells wieder erholt hat, und Chvalkovsky gehen an den Apparat.

Um 3.55 Uhr – es ist mittlerweile der 15. März 1939 geworden – unterschreiben beide ohne Widerstand das von den Deutschen vorbereitete Schriftstück. Es bedeutet das Ende der Tschechoslowakei:

„Der tschechoslowakische Staatspräsident hat erklärt", heißt es darin, „daß er das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches legt. Der Führer hat diese Erklärung angenommen und seinem Entschluß Ausdruck gegeben, daß er das tschechische Volk unter den Schutz des Deutschen Reiches nehmen wird."

Das Spiel um Prag ist zu Ende. Hitler hat sein Ziel erreicht. Und wieder einmal ist ihm ein Handstreich gelungen. Er trifft die Welt aus heiterem Himmel.

Großbritannien und Frankreich sind im ersten Augenblick reaktionsunfähig – so vollkommen sind sie überrascht.

Am Vormittag des 15. März besteigt Hitler den Zug nach Prag. Noch vor Hacha und Chvalkovsky erreicht er die Stadt. Er hält Einzug auf dem Hradschin, der tausendjährigen Burg.

Als Hitler über die Türme Prags auf die Stadt blickt, die nun zu seinen Füßen lag, fragt er seinen Reichspressechef, Dr. Otto Dietrich, hochmütig:

„Haben Sie Nachrichten über militärische Bewegungen in Frankreich, der Sowjetunion? Oder über eine Mobilmachung der englischen Flotte?"

Dietrich verneint. Hitler wendet sich mit einem triumphierenden Lächeln an seine Umgebung:

„Ich habe es gewußt! In vierzehn Tagen spricht kein Mensch mehr darüber!"

Doch diesmal irrte sich der Führer.

Lesen Sie im nächsten Heft:

Es geht nicht nur um Danzig - Der „Stahlpakt" - Wettlauf um Stalins Gunst

Petronius



Die Schatztruhe, *eine solide Handwerksarbeit aus Leder, begleitet Sternchen Elga Andersen auf ihren Unternehmungen. Der Inhalt der Tasche wird auf 500 000 Mark taxiert*

ANGELIKA MEISSNE
MARION MI
MAYBACH
NUNKE LAYA RAK

Deutschland deine

Dies ist ein Bericht, der von allem abweicht, was bis heute über Film und Filmnachwuchs geschrieben wurde. Hier wird nicht von dem Märchenland erzählt, in dem die Wohlanständigkeit ihren verdienten Lohn erhält, in dem sich arme Aschenbrödel auf wunderbare Weise in strahlende Prinzessinnen verwandeln und ein Leben in Glück und Reichtum führen. Hier wird berichtet, wie hart und gnadenlos der Weg nach oben ist und wie teuer Deutschlands junge Filmstars für den Ruhm, der ihr höchstes Ziel ist, bezahlen müssen. „Deutschland — deine Sternchen" spielt in einer Wirklichkeit, die in keinem Magazin zu finden ist.

Ein Playgirl beim Film



Das Leben unter Millionären *kennt Filmsternchen Elga Andersen nicht nur aus Drehbüchern. Ihr Schmuckkoffer birgt Perlen und Brillanten, die sie, wie Souvenirs, aus allen Teilen der Welt zusammengetragen hat*



„Kommen Sie mit nach Teheran, mein Bruder würde sich freuen, Sie kennenzulernen." Prinzessin Ashraf, die Zwillingsschwester des Schahs von Persien, zu Elga Andersen

Der Franz Antel, Österreichs Schnulzenregisseur Nr. 1, ist aus der (weiblichen) Nachwuchsforschung für den Film leider nicht wegzudenken. Er ist, sozusagen, eine der Säulen, auf denen das Unternehmen Film ruht.

Mehr als jeder andere Filmmensch hat der Antel Franzl aus Wien das seine dazu beigetragen, daß manches Sternchen unter einem besonders schlechten Ruf zu leiden hat.

Hübsche, junge Mädchen, deren Talent allein darin besteht, hübsch zu sein, bezahlen ihre Fahrkarte zum Film fast immer mit Zärtlichkeiten – aber dem Antel blieb es vorbehalten, eine spezielle Technik der Nachwuchsentdeckung zur Meisterschaft zu entwickeln.

Der Regisseur Antel besetzt die weiblichen Rollen in seinen Filmen grundsätzlich unter dem Gesichtspunkt: Wird sie meine privaten Wünsche erfüllen – oder nicht?

Bei Elga Andersen glaubte er sicher zu sein. Um so mehr, als man sich bei

→

seinem Film „Zirkuskinder" in Wien befand, auf heimatlichem Pflaster, und im Hietzinger Parkhotel wohnte, das als Antels Privatjagdrevier hezeichnet werden darf.

Wenn die gute Elga Andersen ihre Schmucktasche nicht bei sich gehabt hätte – eine solide Ledertasche, deren Inhalt einen Wert von rund 500 000 Mark repräsentiert und die Antel ungemein imponierte –, dann hätte es ihr im Hietzinger Parkhotel genauso ergehen können, wie es kurz zuvor ihrer Kollegin Renate Holm erging, die mit dem Franz Antel in diesem Hotel zusammentraf.

Die junge Sängerin Renate Holm hatte den Antel in der Bar des Hotels kennengelernt, wo er ihr sogleich das „Du" anbot und ihr, mit dem Sektglas in der Hand, so nahe auf den Leib rückte, daß Fräulein Holm die Flucht ergriff.

Unter dem Vorwand, sie sei müde, begab sie sich auf ihr Zimmer und schloß die Tür hinter sich ab.

Sie hatte noch nicht ihre Bluse geöffnet, um sich auszuziehen und ins Bett zu legen, da wurde stürmisch am Türgriff gerüttelt.

Die Stimme Antels klagte durch die Tür: „Warum gehst du so schnell weg, ohne gute Nacht zu sagen? Hier bei uns in Wien sagt man wenigstens gute Nacht!"

Renate Holm, der noch nie ein Mensch wie der Antel begegnet war, öffnete arglos die Tür, um den bekannten Filmregisseur nicht zu verärgern und um ihm wirklich nur „gute Nacht" zu sagen.

Flugs trat der Meister ein, schloß die Tür, drehte den Schlüssel um, zog ihn ab. Wie gesagt, er hatte Renate erst eine Stunde vorher kennengelernt.

Eine erfahrene Frau greift in einem solchen Falle, wenn sie ihre Sprache wiedergewonnen hat, zum Telefon und ruft den Portier an.

Renate Holm dagegen, eine junge Berlinerin, war einfach nur bestürzt und ließ sich mit dem Antel Franzl auf eine Diskussion ein, der Art etwa: „Was wollen Sie denn hier? Machen Sie, daß Sie aus meinem Zimmer herauskommen."

Damit hatte der Meister aller Klassen schon gewonnen. Das Sternchen Renate konnte gar nichts unternehmen, ohne einen Skandal zu machen.

Wie schnell allerdings dieser Skandal doch kommen würde, ahnte freilich selbst Antel noch nicht.

Denn der Zimmertür näherte sich der rechtmäßige Freund der Holm. Er klopfte dezent.

Er mußte, nachdem er etwas gewartet hatte, lauter klopfen, weil er natürlich keine Antwort erhielt.

Renate Holm wußte genau, wer da vor der Tür stand. Sie war verzweifelt, rang die Hände, beschwor den Antel, um des Himmels willen zu verschwinden – pantomimisch natürlich, denn laut reden konnte sie ja nicht.

Immerhin schöpfte der Freund vor der Zimmertür Verdacht, nachdem er lange genug geklopft hatte.

Er hämmerte mit der Faust gegen die Türfüllung, doch die widerstand seinen Kräften. Er schrie und tobte, und daraufhin öffneten sich alle möglichen anderen Zimmertüren.

Die aufgeschreckten Hotelgäste sahen einen wütenden, jungen Mann, der schließlich zu einer Nachbartür eilte, die nur von einer Milchglasfüllung geschützt war. Und diese Milchglastür zersprang denn auch prompt, als der eifersüchtige Mensch sie eintrat, über die Scherben kletterte und damit im Badezimmer der Renate Holm angelangt war.

An dieser Stelle möchte Petronius seine Schilderung des Vorfalles abbrechen, weil jeder sich den Rest denken kann. Portier und Polizei erschienen, und die Zuschauer auf dem Flur hatten das seltene Vergnügen, den bekannten Franz Antel flüchten zu sehen. Wie hoch die Trinkgelder waren, die der mit 80 000 Mark je Film dotierte Antel fließen lassen mußte, um den Skandal zu vertuschen, entzieht sich Petronius' Kenntnis.

Petronius erinnert sich nur, daß die arme Renate Holm seit dieser Zeit in der Filmbranche augenzwinkernd mit dem Franz Antel in Beziehung gebracht wird. Was ihren Ruf nicht gerade gefördert hat.

Ja, und nach wie vor gilt der Franz Antel im Hietzinger Parkhotel als ein besonders angesehener Gast, weil die Wiener ein gutmütiges Völkchen sind und von der Devise ausgehen: „Leben und leben lassen."

Vielleicht auch, weil an der beschwichtigenden Erklärung etwas dran ist, die



Deutschland, deine Sternchen

Petronius von einem engen Mitarbeiter Antels erhielt: „Der Franzl ist gar kein so schlimmer Mensch", hieß es da. „Der Franzl begnügt sich zur Not auch damit, daß die Dame ihre Schuhe neben die seinen vor die Zimmertür stellt."

Elga Andersen aus Paris freilich stellt dem Franz Antel nicht einmal ihre Schuhe vor die Zimmertür. Sie sagt „nein!" zu seinen aufdringlichen Werbungen. Schließlich lädt sie einen ihrer Freunde aus Paris ein, sie in Wien zu besuchen.

Nun begegnet der Antel einem ungemein gutaussehenden, jungen Mann, wann immer er sich der Zimmertür Elgas nähert. Und Antels Hochstimmung sinkt bald unter den Gefrierpunkt.

Die „sehr talentierte" junge Schauspielerin, wie er Elga bei ihrer Ankunft im Wiener Nachtlokal „Atelier" der Presse vorgestellt hatte, wird bald zu einem „unbegabten Grammel" (Wiener Spezialausdruck für häßliche Mädchen).

Und seitdem der junge Mann aus Paris im Hotel wohnt – im Zimmer neben Elga, versteht sich – leistet sich der Regisseur Antel täglich neue anzügliche Bemerkungen, wenn sein Sternchen morgens zum Drehen kommt. „Wui, hoast wieder wenig geschloafen heite Noacht, woas?"

Er hat es auch aufgegeben, ihr kurze Nachthemdchen zu schenken.

Das Sternchen Elga Andersen, das so hoffnungsvoll bei Otto Preminger in „Bonjour Tristesse" begonnen hat, merkt bald, daß sie in diesem „Zirkuskinder"-Film keine Lorbeeren ernten wird.

Sie wundert sich darum sehr, als der Antel sie nach der Fertigstellung seines Films dem ungarischen Temperaments- →





Handlangerdienste *leistete Schnulzenregisseur Franz Antel dem Filmsternchen Elga Andersen, nachdem er sie für seinen Film „Zirkuskinder" nach Wien verpflichtet hatte. Er genierte sich nicht, für die von ihm herbeigerufenen Fotografen die Lampe zu halten, er engagierte sogar eine Musikkapelle zum Empfang des Sternchens – genau wie die berühmten Playboys, mit denen Elga bis dahin zu tun hatte. Aber dies alles brachte ihn nicht zum gewünschten Ziel. Elga Andersen holte sich ihren Fabrikbesitzer-Freund Harry Hilt aus Paris zu Hilfe (rechts)*

Regisseur Geza von Cziffra wärmstens für einen Film mit Peter Alexander empfiehlt.

„Den Cziffra muß er hassen!" sagt Elga.

Aus den „Zirkuskindern" sind nämlich, bis der Film premierenreif ist, die meisten Szenen mit Elga Andersen herausgeschnitten.

Vorerst aber fährt Elga mit ihrem Freund Harry Hilt nach Paris zurück. Dieser Harry Hilt war mit der bildschönen französischen Schauspielerin Sylvia Lopez verheiratet, bevor er Elga kennenlernte.

Und Harry Hilt sieht nicht nur gut aus, sondern scheint auch mit vielerlei Begabungen gesegnet zu sein. Er ist ein sehr erfolgreicher Fabrikant von Jersey- und Trikotkleidern, die von den ersten Pariser Modesalons verkauft werden. Außerdem aber hat er eine starke schauspielerische Begabung, denn noch keiner von Elgas Freunden hat bisher bemerkt, daß ihn mehr mit ihr verbindet, als eine „Hallo"-Freundschaft.

Managerin Steffi Jovanovič zwingt ihn jedenfalls sofort unter ihre Fittiche, und



Die ganz feine Welt



Mit Nerzcape *um die Schulter trafen die Fotografen Elga Andersen in Monte Carlo an, als sie mit dem italienischen Herzensbrecher Walter Chiari (bekannt auch durch Flirts mit Ava Gardner und Anita Ekberg) den Sporting Club verließ. Neben ihr geht Linda Christian und rechts neben Linda ein italienischer Filmproduzent*

bald wird wohl die Jerseyfabrik verwaist sein, weil der Chef unter anderem auch Chansons auf Schallplatten singt.

Elga Andersen kommt gerade nach Paris, als der brasilianische Multimillionär und Playboy Francisco („Baby") Pignatari ihre Freundin Linda Christian in einem Hotel in Rio de Janeiro auf ebenso originelle wie rüde Art abserviert hat.

Nach einer kleinen Weltreise zu zweit hat der fröhliche Millionär die anschmiegsame Linda Christian loswerden wollen und, als sie schwerhörig blieb, in Rio de Janeiro unter Zuhilfenahme von 20 Taxis, einer Feuerwehrkapelle und 30 Arbeitslosen Plakate mit der Aufschrift „Linda go home" so lange um ihr Hotel herumtragen lassen, bis Linda fuchsteufelswild wurde und abreiste.

Vor ihrer Abreise von Rio de Janeiro aber führt sie noch ein Gespräch mit Elga in Paris. Auf „Baby" Pignataris Kosten, natürlich. „Paß auf", warnt Linda, einem Nervenzusammenbruch nahe, die Freundin in Paris, „dieser Schuft Pignatari hat dein Bild gesehen, und ich wette jede Summe, daß er jetzt dich aufs Korn nehmen wird!"

Elga kann Linda beruhigen. Sie bleibt nicht in Paris, sondern will jetzt endlich zu den Filmfestspielen nach Cannes reisen, die ihr im Jahr vorher durch den Tod des spanischen Freundes Portago verleidet worden waren.

Sie setzt sich ins Flugzeug nach Nizza – und wer wartet da auf dem Flugplatz, als sie aus der Maschine klettert?

„Baby" Pignatari mit einem strahlenden „Ich-bin-schon-da!"-Lächeln.

„Baby" mit einer Musikkapelle, die genauso begeistert in die Trompeten stößt, wie die Feuerwehrkapelle, die Linda Christian den Abschiedsmarsch geblasen hat.



Deutschland, deine *Sternchen*

„Baby", schließlich, an der Spitze einer Eskorte schwerer Motorräder.

Elga ist echt verdattert.

Vor allem über die Motorräder. Aber „Baby", der neben seinem vielen Geld auch noch blendend aussieht, klärt sie auf: In einem Gespräch mit Linda Christian hat er erfahren, daß Elga sich von keinem noch so prächtigen Wagen verführen lasse. Und auf die Frage, was man Elga denn bieten müsse, hat er von Linda die – leicht niederträchtige – Auskunft erhalten: „Ein Motorrad!"

So steht er denn mit gleich zwölf Motorrädern da, die in einem Frachtflugzeug eigens für Elga aus London herübergeschafft worden sind.

Elga Andersen wäre keine richtige



„Freundin" der Linda Christian, wenn sie dem gutaussehenden Playboy einen Korb geben würde – sie verteilt ihr Gepäck auf die zwölf Begleitmotorräder und schwingt sich selbst auf den Soziussitz „Babys".

Aber eines Abends, als er das blonde Kind aus Deutschland in die Strip-tease-Bar „Moulin Rouge" führt, als er wieder einmal alle Puppen tanzen und seine Musikkapelle gegen die gepflegte Band des „Moulin Rouge" aufmarschieren läßt, da erregt er den Unwillen einiger Gäste. Da haut man dem „Baby" Pignatari eins aufs Maul.

Na ...

In solchen Fällen pflegt der Held der Geschichte das Scheckbuch zu zücken und zu fragen, was das Lokal kostet, um es zu kaufen und alle anderen Gäste hinauszuschmeißen.

Aber der „Baby" Pignatari ist ein moderner Held, verrückt zwar, doch nicht geschäftsuntüchtig. Racheschnaubend zieht er mit Elga davon und begnügt sich mit der Drohung, morgen wiederzukommen, um „den Schuppen" dann gegebenenfalls aufzukaufen.

Transaktionen in dieser Größenordnung (das „Moulin Rouge" ist eines der



Die weniger feine

In Hosen *präsentierte sich Elga neben dem lachenden Peter Alexander (rechts Germaine Damar), der in dem Film „So ein Millionär hat's schwer" nur selten lachte*

Und ab geht die wilde Jagd nach Cannes ...

Was dieser Francisco Pignatari nun mit der blonden Dortmunderin anstellt, spottet jeder Beschreibung. Er entfaltet alle Möglichkeiten, die einem millionenschweren Beau zur Verfügung stehen. Führt sie in all die teuren Juwelierläden an der Côte d'Azur, die nur auf Typen wie Pignatari warten, um kiloweise ihre Schaufensterauslagen loszuwerden. Kreuzt mit ihr im mondänen „Eden Roc" auf, und die Musikkapelle ist immer dabei und spielt „Loonele Baby" für das Pärchen auf dem Motorrad.

teuersten Nachtlokale) pflegt selbst „Baby" eine Nacht zu überschlafen.

Und am nächsten Abend geht er mit Elga tatsächlich wieder ins „Moulin Rouge", und der Geschäftsführer kommt ihm erschrocken entgegen, weil er gehört hat, daß „Baby" eventuell kaufen will, und rundum an allen Tischen sitzen nur bezahlte Claqueure, die auch tatsächlich in wildes Beifallsgeheul ausbrechen, als der Große Mann mit seiner Begleitung auftritt.

Für den Champagner, den „Baby" an diesem Abend fließen lassen muß, hätte

⟶



Deutschland, deine *Sternchen*

er mindestens schon die Tänzerinnen des „Moulin Rouge" kaufen können.

Als Elga Andersen nach diesem Abenteuer mit Playboy Pignatari wieder in Paris eintrifft, ist sie in den exklusiven Kreis der internationalen Café-Society aufgenommen. Französische und angelsächsische Zeitungen bringen in regelmäßigen Abständen ihren Namen in den Gesellschaftsrubriken.

Selbst in gewissen deutschen Blättern taucht der Name Elga Andersen auf. „Hunter", der Kolumnist der Münchner „Abendzeitung", der vor allem von der deutschen Filmbranche dreihundertmal im Jahr gelesen wird, hat Elgas Gastspiel in Wien einen längeren Artikel gewidmet.

„Hunter" ist auch der Verfasser eines längeren Artikels über den UFA-Boß Arno Hauke, und es ist anzunehmen, daß „Kamerad Hauke" seitdem zu den regelmäßigen Lesern des „Hunter" gehört.

Als Arno Hauke den Startschuß für den ersten Spielfilm der neuen UFA gibt, und als die neue UFA für diesen ersten Film die Rolle eines „blonden, braven, unschuldigen Mädchens" zu besetzen hat – da engagiert die UFA für den Preis von 4000 Mark niemand anders als Playgirl Elga Andersen.

(Hauke: „Dieser Film wird sorgfältig vorbereitet")

Möglicherweise hat aber auch der energische Baß von Managerin Steffi Jovanovič die UFA-Leute weichgeredet – auf jeden Fall erhält Elga in Paris ein Telegramm, das sie umgehend nach Berlin beordert. Eine riesengroße Chance, sagt Steffi am Telefon, winke in dieser ersten UFA-Produktion nach dem Krieg.

Man quartiert das Sternchen aus Paris in einem bescheidenen Hotel in einer Seitenstraße des Kurfürstendamms ein und läßt es erst mal warten.

Auch „Baby" Pignatari wartet.

Er telefoniert dreimal am Tag und mindestens zweimal in der Nacht mit Elga, und einmal droht er, die ganze UFA aufzukaufen und Elga hinauszuschmeißen, wenn sie nicht sofort zurückkomme.

Er weiß gar nicht, daß er der UFA einen Gefallen damit täte.

Die Berliner Reporter sind nämlich dahintergekommen, daß es sich bei dieser Neuerwerbung der UFA um ein höchst amüsantes Mädchen handelt, das eine Menge witziger Schnurren über weltbekannte Leute zu erzählen weiß. Die Reporter hocken den ganzen Tag bei Elga Andersen im Hotelzimmer und lachen sich halbtot über ihre Geschichten.

Die Berliner Zeitungen sind voll von Elga Andersen, bevor das Sternchen auch nur einen Schritt vor die UFA-Kameras getan hat. Besonders ein Fotograf der UFA nimmt Elga immer wieder unter die Lupe und lädt Berge von Fotos in der USA-Presseabteilung.

Dort sitzt ein Herr Krause, der grundsätzlich nur im korrekten, schwarzen Anzug vor die Presse tritt, wie es sich für einen UFA-Angestellten neuen Stils gehört.

Der Herr Krause ist schon ganz verstört über die viele Publicity, die das unbekannte Mädchen aus Paris in den Zeitungen hat.

„Unser Star", beschwört er die Reporter, „ist doch Frau Luise Ullrich! Wollen Sie nicht mal Frau Ullrich fotografieren?"

Aber niemand will offenbar Frau Ullrich fotografieren.

Die seriöse UFA ist entsetzt. Der erste

Film soll heißen „Ist Mama nicht fabelhaft?" Und es geht natürlich nicht, daß die Presse nur Elga Andersen fabelhaft findet.

Man nimmt diese Andersen beiseite und bittet sie, etwas zurückhaltender zu sein.

Aber Elga Andersen kann nachweisen, daß die Fotografen von selbst zu ihr hinströmen.

Also verbietet man ihr kurzerhand, sich fotografieren zu lassen. Man verbietet selbst dem Standfotografen des Films, die üblichen Aufnahmen von Elga Andersen zu machen.

Denn inzwischen hat man endlich auch erkannt, daß Elga keineswegs den Vorstellungen der „braven, blonden Unschuld" entspricht, die sie spielen soll.

Diese Rolle, erkennt der Regisseur Peter Beauvais im letzten Augenblick, paßt viel besser zu einem blonden Mädchen, das in einer Ateliereckе hockt, in den Drehpausen Handarbeiten macht und Ingrid Ernest heißt.

Ingrid Ernest war Fernsehansagerin in Köln, ist die Schwester der einst beinahe bekannten Schauspielerin Jeanette Schultze und gehört nun zum UFA-Nachwuchsstall. Sie wirkt sittsam und bescheiden und übt Zurückhaltung, wenn gelesen und ihrem Peterle ein Licht aufgesteckt, was sich da unter der hübschen Larve der Elga Andersen für ein gefährliches Weibsstück verhirgt.

Der arme Junge, der sonst im Film so schön die Augen verdreht, muß sie nun niederschlagen, und sein Haustexter Kurt Feltz hat ihm auch noch einen Foxtrott auf diese Situation geschrieben:

„Tun Sie's nicht,
tun Sie's nicht,
lassen Sie's lieber sein.
Tun Sie's nicht,
tun Sie's nicht,
fallen Sie nicht drauf rein.
Lassen Sie so heiße Sachen
lieber, lieber and're machen,
wenn Sie einer drängt, ja, warum
soll er nicht?
Warten Sie mit kluger Nase,
bis Sie sehn: so läuft der Hase,
dann sind Sie der Mann,
von dem man spricht (oder nicht)."

Nun stelle sich das mal einer vor. Der arme Peter Alexander. So einen ganzen Text lernt er auswendig, ach was, einen – fünf hat ihm der Kurt Feltz für diesen Film geschrieben!

Elga Andersen erlebt einen mürrischen, um nicht zu sagen unangenehmen



Pantherkatze Ashraf, *die Zwillings- und Lieblingsschwester des Schahs von Persien, lernte Elga Andersen auf einer Cocktailparty in Paris kennen und lud sie zum Geburtstag ihres Bruders nach Teheron ein. Elga flog für zehn Tage nach Persien und traf den Schah später noch einmal in Genf.*

die Fotografen kommen, ohne daß Herr Krause sie dazu auffordern muß.

Zigarren fängt sie erst an zu rauchen, als der Film schon abgedreht ist und UFA-Boß Arno Hauke mit ihr zum Standesamt marschiert.

Elga Andersens „riesengroße Chance" ist zu einer Viertagerolle zusammengeschrumpft, für die sie, immerhin, pro Tag 1000 Mark erhält.

Auch ein Trost.

Indessen hat der gute Franz Antel den nicht weniger guten Geza von Cziffra auf Elga „scharf" gemacht, und mit Außenaufnahmen an der Riviera winkt der nächste Film „So ein Millionär hat's schwer".

Da wirkt der ganz unglaublich komische (meint die Filmbranche) Schlagersänger Peter Alexander mit („Haben Sie nicht ein schönes großes Faß da?" Refrain: „Worauf wir stehn, das kocht so leicht uns keiner ab!")

Die Elga Andersen freut sich auf den Film. Nach der stocksteifen UFA hofft sie nun, daß es lustig wird. Schon weil der ganz unglaublich komische Peter Alexander mitspielt.

Jedoch – die Gattin des „Heißa-Juchhe!"-Sängers hat wohl die Zeitungen Partner, obwohl ihm niemand „heiße Sachen" zumutet.

Die Aufnahmen des Films gestalten sich also wenig amüsant für das Sternchen aus Paris. Und noch bevor der Film abgekurbelt ist, sagt sich das Mädchen, das unbedingt Karriere machen wollte, daß die Filmerei ein ödes Geschäft ist, zumindest in ihrer deutschen Heimat.

Es besucht sie ihre Freundin Linda Christian bei den Dreharbeiten, und als Elga Andersen hört, was Linda schon wieder für fabelhafte Leute kennengelernt hat, fragt sie sich allen Ernstes, ob sie nicht das Leben in seiner ganzen Vielfalt und Pracht versäumt, wenn sie weiterhin dumme Dialoge an der Seite eines schlechtgelaunten Filmliebhabers spricht, anstatt die Rolle beim Schopf zu packen, die ihr das Leben offeriert.

Nichts gegen den Traum aller jungen Mädchen, möglichst schnell, möglichst mit einem Schlag reich, umworben und von allen anderen beneidet zu werden. Nichts gegen Träume.

Alles aber gegen die unsinnige Vorstellung, die Kinoleinwand offeriere diesen schnellen Weg.

Sie tut es manchmal – aber die „Glück-

→



lichen" suchen vergebens nach der reinen Freude dabei.

Schon ein halbwegs intelligentes Mädchen erkennt ohne weiteres die Mühsal des vom Film gefilterten Lebens. Aber nur den wenigsten gelingt der Absprung wieder.

Diese Elga Andersen versucht es jetzt. Sie fährt mit ihrer Busenfreundin nach Paris zurück und stürzt sich wieder in das Leben auf den Champs Elysées.

So bunt, wie es hier in den eleganten Lokalen und Hotelpalästen zugeht, kann der Film gar nicht sein.

Da lernt sie im Hotel „George V." eine kapriziöse, schwarzhaarige Person kennen, die eine Cocktailparty gibt. Ausnahmsweise ist es einmal nicht Linda Christian, die sie nach dort hingeschleppt hat.

Es wimmelt von gutaussehenden, piekfein gekleideten, jungen Nichtstuern und -tuerinnen. Alle Sprachen der Welt schwirren um die Ohren der ehemaligen Dolmetscherin Elga Andersen, die sich beinahe etwas verloren vorkommt.

Sie fragt ihre Begleitung: „Wo sind wir eigentlich?"

„Na, bei Ashi!"

„Wer ist Ashi?"

Die schwarzhaarige Gastgeberin nähert sich der blonden Deutschen. „Phantastisch, wie Sie aussehen, meine Liebe!" Ihr Französisch hat einen leichten Akzent.

Und es stellt sich heraus, daß diese Dame, die von ihren Freunden „Ashi" genannt wird, die persische Prinzessin Ashraf ist, die Zwillingsschwester des Schahs. Ihre Freunde scheinen in der Hauptsache eine Sorte Männer zu sein, die man früher „Gigolos" nannte.

Elga Andersen ist verwirrt.

Die Prinzessin Ashraf schaut ihr tief in die Augen: „Warum kennen wir uns nicht schon längst? Sie müssen mir alles über sich erzählen!"

Elga erzählt.

Bald sitzen die beiden Frauen in einer Ecke und tuscheln. Elga hört, daß der Schah in wenigen Tagen Geburtstag hat, daß Prinzessin Ashraf ihren Bruder zu diesem gemeinsamen Geburtstag in Teheran aufsuchen wird und – Elga traut ihren Ohren nicht – daß Ashraf ihre neue Freundin Elga Andersen gern mitnehmen würde.

„Nach Teheran?"

„Natürlich! Mein Bruder würde sich bestimmt freuen, Sie kennenzulernen!"

Elga ist nicht mehr verwirrt, sie ist geradezu benommen von diesem Vorschlag. Es ist September 1958. Vor wenigen Monaten hat sich der Schah von



Hinter Rosen *versteckt, lag Elga Andersen in einer Berliner Frauenklinik, nachdem sie den Schah in Teheran besucht hatte. Allerdings trafen die Kombinationen der Fotografen, die an der Fassade des Hauses hochkletterten, um sie zu fotografieren, nicht zu: Elga ließ sich nur den Blinddarm herausnehmen. Der Absender der roten Rosen blieb inkognito*



Unter falschem Namen, *wie die Zeitungen schrieben, verbrachte Elga fünf Tage in der Hygiea-Klinik in der Berliner Fuggerstraße. Der „falsche Name" war indes der richtige: Sie nannte sich Anneliese Hymmen, wie sie von Geburt an heißt. Den Namen Andersen hat ihr Otto Preminger verliehen, „weil Elga Geschichten erzählt, wie nur noch Dänemarks Märchendichter"*

Soraya scheiden lassen. Und jetzt würde er sich freuen, Elga Andersen kennenzulernen, ein Mädchen aus Dortmund, das in Paris Karriere zu machen versucht.

„Ist das wahr?"

Die nächsten Tage vergehen wie im Flug. Die Prinzessin ist schon abgereist, aber ein Reisebüro schickt Elga Andersen das Flugticket zu.

Paris – Teheran und zurück.

Als sie mit einer KLM-Super Constellation auf dem Flugplatz von Teheran landet, wird sie von Hofbeamten empfangen. Ein Cadillac mit dem Wappen des Schahs bringt sie in ein kleines Palais, das Ashraf gehört.

Ganz Teheran ist zum Geburtstag des Schahs geschmückt. Aus allen Teilen des Landes sind Gratulanten eingetroffen.

Elga wird dem Schah vorgestellt. Er ist offenbar entzückt von ihr, denn sie nimmt an allen Empfängen und privaten Veranstaltungen teil.

Was aber viel wichtiger scheint: Gleich am ersten Tag werden dem Schah neben ihr noch sechs andere Schönheiten vorgestellt, eine Amerikanerin, zwei Französinnen, eine Italienerin, eine Schwedin und eine Schweizerin. Diese sechs Schönheiten verschwinden nach der Vorstellung sofort, und Elga sieht sie nie wieder.

Beinahe zwei Wochen bleibt Elga Andersen, das Filmsternchen, in Teheran. Dann fliegt sie nach Paris zurück. Das Gewicht ihres Gepäcks hat sich nur um einige hundert Gramm erhöht – aber auf diese Gramm kommt es an.

Der Schah ist ein Kavalier, der seiner Verzückung greifbare Formen gibt: Um eine Diamantenhalskette mit blauen Steinen ist Elgas kleine Schatztruhe in der Ledertasche bereichert.

War der Besuch in Teheran nur ein flüchtiges Abenteuer?

Ende November 1958 macht der Schah nach einem Staatsbesuch in Rom einen Abstecher nach Genf. Er will einen Zahnarzt konsultieren, und er will sich mit dem persischen Gesandten in Bonn, Sorayas Vater, treffen.

Schreibt eine italienische Zeitung, deren Reporter längst hinter den geheimnisvollen Besuch Elga Andersens in Teheran gekommen sind:

„Kein Wunder, daß in diesem Genfer Herbstwetter der Herrscher über Petroleum und Elend, angeödet von drei finsteren Generälen seines Gefolges und von der Aussicht auf das Fauteuil beim Zahnarzt, auskneifen wollte . . ."

Der Schah hat einen General in seinem Gefolge, der um die Aufhellung düsterer Tage besorgt ist. Der rief in der Rue Bayard 26 in Paris an.

Und am Abend traf Elga Andersen, unter einem klanglosen Pseudonym, auf dem Flugplatz Genf ein. General Ayadi holte sie ab.

Vor dem Hotel, hinter den Baumreihen versteckt, saßen schon die Bildreporter. Aber sie erwischten Elga nicht mehr. Eingewickelt in einen dunklen Pelz, in ein großes Kopftuch, aus dem nur die Nase herausguckte, einem Schatten gleich, so sprang sie aus dem grauen Mercedes 300, der sie vom Flugplatz geholt hatte.

Die Fotografen fanden Elga Andersen erst eine Woche später wieder – unter ihrem Mädchennamen Hymmen, in der Berliner Frauenklinik Hygiea in der Fuggerstraße, wohin sie sich geflüchtet hatte, um sich vom Blinddarm befreien zu lassen. Sie lag, für die Fassadenkletterer unter den Fotografen deutlich sichtbar, in den Kissen, ein wenig bleich und erschöpft, umgeben von einem Meer roter Rosen.

Es blieb – auch nach dem Besuch in Genf – ein flüchtiges Abenteuer, das den Schah mit Elga Andersen verband.

Und erst Marcel Camus, Regisseur des herrlichen Filmes „Orfeu Negro", brachte den Namen Elga Andersen wieder in die Zeitungen.

Er suchte ihr Gesicht unter Tausenden von Fotos heraus, um ihr die Hauptrolle in seinem nächsten Film anzubieten, der wie „Orfeu Negro" in Brasilien spielt. Die Rolle einer weißen Frau unter lauter Negern.

Er sagte: „Sie ist goldrichtig dafür!"

IM NÄCHSTEN HEFT:

Wer hätte das gedacht: Die Kessler-Zwillinge





Die Geschichte des größten Fälscherunternehmens aller Zeiten

Geld wie

Gefälschte britische Pfundnoten spielten im zweiten Weltkrieg auf vielen Schauplätzen eine wesentliche Rolle. Diese „Blüten" waren so gut, daß sich sogar der Meisterspion „Cicero" in Ankara ahnungslos damit bezahlen ließ.

Im Herbst 1943 hatte „Cicero", Kammerdiener des britischen Botschafters in der Türkei, dem deutschen Mittelsmann Ludwig Moyzisch angeboten, Geheimdokumente seines Dienstherrn zu fotografieren und diese Filme dann gegen 15 000 Pfund pro Rolle zu verkaufen.

„Cicero", mit bürgerlichem Namen Elyasa Bazna, lieferte eifrig – und die Deutschen zahlten bar, in Pfundnoten. Falschgeld war in Millionenwerten vorhanden.

Im Konzentrationslager Sachsenhausen wurde es von ausgesuchten jüdischen Häftlingen hergestellt. Verantwortlicher Leiter der Herstellung war Hauptsturmführer Krüger, nach dessen Vornamen das Unternehmen „Bernhard" benannt wurde.

Den Löwenanteil der falschen Pfunde verteilte der internationale Abenteurer Friedrich Schwend. In Abbazia an der Adriaküste residierte er mit einer kleinen Schar Vertrauter. Er überlebte mit Geschick und Frechheit – und vielen falschen Pfunden zur Bestechung – den Badoglio-Umsturz in Italien und machte sogar noch ein Geschäft daraus: Von den demobilisierten italienischen Einheiten kaufte er für sein Falschgeld Waffen und Ausrüstungsmaterial und lieferte seine Beute waggonweise dem erfreuten SS-Gewaltigen Kaltenbrunner.

Das Falschgeld, ursprünglich geplant, um die britische Währung zu erschüttern, war zu einer beliebten Geheimwaffe geworden. Bedenkenlos wurde es eingesetzt; selbst wenn man meinte – wie im Spionageunternehmen „Cicero" –, keine echten Gegenwerte damit einzuhandeln.

Dabei wären „Ciceros" Lieferungen, hätte man sie als echt erkannt, von unschätzbarem Wert gewesen.

Wie echt das Material war, wurde am 14. Januar 1944 auf grauenhafte Art bewiesen: In einer Vormittagsstunde starben – wie von „Cicero" angekündigt – über 4000 Menschen.

*

Am 14. Januar 1944 verlangte Ludwig Moyzisch, Sturmbannführer der SS, Vertrauensmann des Reichssicherheitshauptamtes und getarnter Attaché der deutschen Botschaft in der türkischen Hauptstadt Ankara, eine telefonische Verbindung mit der deutschen Gesandtschaft in Sofia.

„Wir kommen nicht durch", sagte die Telefonistin in Ankara, „die Leitungen nach Sofia sind unterbrochen."

„Kommt das öfter vor?" fragte Moyzisch aufgeregt.

„Bis jetzt noch nie", gab die Telefonistin Auskunft.

Moyzisch versuchte noch mehrere Male an diesem Tag, die Verbindung zu bekommen. Aber es klappte nicht.

„Sofia gibt keine Antwort", hörte er immer wieder.

Er war wie im Fieber.

„Ich bleibe heute nacht in der Botschaft und versuche es weiter", erklärte er seiner Sekretärin.

„Dann bleibe ich auch", sagte sie.

„Nein, Sie gehen nach Hause."

„Bitte, lassen Sie mich", flehte sie. „Wenn das Gespräch kommt, kann ich ein paar Worte mit meinem Vater reden. Ich habe solche Unruhe ... bitte."

Ihre Stimme war heiser. Sie kämpfte ein Schluchzen nieder.

Da gab Moyzisch nach.

Angelika klagt an

Der Vater der kleinen Sekretärin war ein hoher Beamter in der deutschen Gesandtschaft in Sofia. Bis vor wenigen Wochen war auch sie dort gewesen. Als Sekretärin mit ausgezeichneten Fremdsprachenkenntnissen. Beim ersten leichten Luftangriff alliierter Flugzeuge auf die bulgarische Hauptstadt hatten ihre Nerven versagt. Durch die Beziehungen ihres einflußreichen Vaters war sie zur Botschaft hierher in das friedliche Ankara versetzt.

Der deutsche Botschafter Franz von Papen hatte bestimmt, daß sie Moyzisch als Sekretärin helfen solle.

Moyzisch mochte sie nicht. Sie hatte zwar den anmutigen Vornamen Angelika, war auch gut gewachsen und jung, höchstens Mitte der Zwanziger, aber ihr fehlte jeder Hauch von Liebenswürdigkeit. Ihr Äußeres wirkte auf ärgerliche Art ungepflegt und schlampig. Und der Grundzug ihres Wesens schien Übellaunigkeit und Gefühlsleere zu sein.

Als sie an diesem Abend darum bat, das Gespräch mit Sofia abwarten zu dürfen, sah Moyzisch sie von einem echten Gefühl bewegt. Das verwirrte ihn. Welchen Anlaß hatte sie, um ihren Vater in Sofia besorgt zu sein? Und warum gerade heute? Sie konnte von der Bedeutung dieses Tages nichts wissen. Denn er hatte alles, was mit dem Fall „Cicero" zu

Heu

tun hatte, mißtrauisch vor ihr geheimgehalten. Sogar die Erregung, mit der er diesem Tag entgegenfieberte.

Vor zwei Wochen hatte der rätselhafte Kammerdiener, der in der Agentenliste des deutschen Geheimdienstes unter dem klassischen Vornamen „Cicero" geführt wurde, gegen ein dickes Pfundpaket die Fotokopien des Protokolls einer alliierten militärischen Stabsbesprechung in Teheran geliefert. Aus dem Protokoll ergab sich, daß am 14. Januar amerikanische und britische Bomber gegen Sofia, die Hauptstadt des verbündeten Bulgariens, einen Großangriff fliegen sollten.

Moyzisch hatte die Fotokopien nach Berlin weitergegeben. Es war kein Echo zu ihm zurückgekommen. Er war ja nur Kassenbote zu dem anspruchsvollen Spion Cicero aus der britischen Botschaft. Wie man das Material in Berlin auswertete und zu welchen Beschlüssen es anregte, teilte man ihm nicht mit.

Daß man aber die Vorwarnung in den Wind geschlagen hatte, erfuhr Moyzisch jetzt endlich nach zwei Wochen fiebrigen Wartens und nach einer langen durchwachten Nacht.

Frühmorgens kam endlich die langerwartete Telefonverbindung zustande. Die Stimme des deutschen Gesandtschaftsbeamten in Sofia, der Auskunft gab, flackerte noch vor Entsetzen.

„Wir haben den furchtbarsten Bombenangriff gehabt, den man sich vorstellen kann. Ganze Stadtteile stehen noch in hellen Flammen."

Während Moyzisch dem aufgeregten Bericht lauschte, stand Angelika bebend vor dem Schreibtisch. Ihr Gesicht war grau vor Müdigkeit, und ihre Augen waren unnatürlich weit und angstvoll aufgerissen.

„Fragen Sie, was mit meinem Vater ist", verlangte sie ungeduldig.

Ihm sei nichts geschehen, erfuhr Moyzisch. Aber zwei andere Angehörige der Gesandtschaft hätte es getroffen.

„Weiß man schon, wieviel Tote es unter der Bevölkerung gegeben hat?" fragte Moyzisch.

„Bis jetzt weit über viertausend."

„Warum hat man das nicht verhindert?" fragte Angelika erbittert, als Moyzisch das Telefongespräch beendet hatte. „Warum hat man nichts getan, um die armen Menschen zu schützen oder zu warnen?"

Ihre Fragen klangen wie harte und gezielte Anklagen. Doch Moyzisch war nicht hellhörig genug, um sie zu verstehen. Er nahm den Gefühlsausbruch seiner Sekretärin Angelika nicht wichtig. Er schickte sie nach Hause. Und erst einige Wochen →

Geld wie Heu

später wurde ihm die tiefere Bedeutung ihrer Anklagen bewußt. Aber da war Angelika schon zur wichtigen Figur im Spiel des Unternehmens Cicero geworden.

Die Hauptrolle in diesem verhängnisvollen Spiel hatte freilich noch das Falschgeld aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen. Sonderkuriere des deutschen Geheimdienstes brachten weiter Pfundnoten in dicken Bündeln nach Ankara zu Moyzisch. Der tauschte sie bei seinen hastigen und abseitigen Rendezvous mit dem verräterischen Kammerdiener des britischen Botschafters gegen die Fotokopien der Dokumente ein. Diese Fotokopien gingen mit Sonderkurieren nach Berlin und landeten auf den Schreibtischen Schellenbergs, Kaltenbrunners und Ribbentrops.

Die verpaßte Chance

Auch Hitler wurde unterrichtet. Er verlangte schließlich zu sehen, was Cicero lieferte.

Joachim v. Ribbentrop, sein Außenminister, zeigte ihm die letzte Sendung. Es waren Protokolle einer Aussprache zwischen Churchill, Roosevelt und Stalin, den drei großen und gehaßten Gegnern Hitlers. Bisher war nichts, was die drei bei ihrem letzten Treffen in Teheran besprochen hatten, bekanntgeworden. Was sie abgemacht hatten, war tiefstes Geheimnis geblieben. Aber das Geheimnis hatte für einen Tag und für eine Nacht im Tresor des Botschafters Knatchbull-Hugessen gelegen, lange genug, um von der geschäftigen Kamera Ciceros eingefangen zu werden. In nüchternen Sätzen stand zu lesen, daß die Alliierten nicht den mindesten Zweifel an ihrem Sieg hatten. Es stand da das klare Programm, wie das Hitler-Reich in würgenden Zangengriff genommen und erdrosselt werden sollte.

Die Kopie dieses Dokuments war Ciceros größter Coup. Aber er hatte damit den geringsten Erfolg. Hitler lachte darüber. Er wollte das Menetekel einfach nicht wahrhaben.

„Wer ist dieser Spion?" wollte er wissen.

Kaltenbrunner gab Auskunft. „Er ist Kammerdiener beim britischen Botschafter in der Türkei. Von Haus aus ist er Albaner. Er heißt Elyasa Bazna. Wir führen ihn unter dem Geheimnamen Cicero."

„Er ist vermutlich ein schmutziger, kleiner Spion", sagte Ribbentrop, „den die Engländer benutzen, um uns mit falschem Material zu verwirren und uns bange zu machen."

„Ist es erwiesen, daß sein Material falsch ist?" fragte Hitler.

„Nein", sagte Ribbentrop schlagfertig, „ebensowenig wie es für die Engländer erwiesen ist, daß die Währung, die wir dafür zahlen, falsch ist."



Glücksritter *Friedrich Schwends Jugendtraum, Besitzer eines alten Schlosses zu sein, ging durch seine Kriegsgeschäfte in Erfüllung. Als Sohn eines Mechanikers wurde er in einem schlichten Bürgerhaus in Heilbronn-Böckingen (unten) geboren. Er heiratete Agnes von Gemmingen, eines Schloßbesitzers Töchterlein. Aber die neue Verwandtschaft lehnte ihn ab. – Als Schloßherr auf Labers bei Meran (oben) war er inzwischen mit seiner ehemaligen Sekretärin Hella verheiratet. An Hellas Seite: Ingrid, die jüngere seiner beiden Töchter aus der ersten Ehe mit Agnes*

Die mehr als viertausend Toten von Sofia erwähnte Ribbentrop nicht. Er hatte – das kam später heraus – die Fotokopie des Dokuments, in dem der Bombenangriff angekündigt war, als unwichtig zur Seite gelegt und einfach vergessen.

„Wenn dieser Cicero kein Geld kostet, soll unser Geheimdienst ruhig weiter mit ihm spielen", entschied Hitler.

Das Schicksal sah sich das Spiel mit Cicero noch eine Weile an. Volle 300 000 Pfund Sterling bekam Elyasa Bazna für seine Informationen. Sie wären von unschätzbarem Wert gewesen, wenn man sie ernst genommen hätte. Vielleicht traute man ihnen deshalb nicht, weil man die Wertlosigkeit des Geldes kannte, das man dafür bezahlte. Man prellte sich selbst, als man den Zuhringer des wertvollsten Materials, das je ein Spion erbeutete, prellte.

Dann beendete die kleine Sekretärin Angelika aus der deutschen Botschaft in Ankara das Spiel. Sie hatte es nicht verwunden, daß man in Sofia über viertausend Menschen ungewarnt dem Tode preisgegeben hatte. Als ihr Spürsinn hinter das Geheimnis Ciceros gekommen war, ging sie zu den Engländern und verriet, was sie wußte. Damit war das Unternehmen Cicero zu Ende und eine der größten Chancen des deutschen Geheimdienstes verpaßt.

*

Im Frühjahr 1944 erfuhr Hofer, der neue Gauleiter von Tirol, daß eine kleine Einheit der Waffen-SS das Schloß Labers im Osten von Meran zu ihrem Quartier gemacht hatte.

„Wie kommen die Leute dazu?" fragte Hofer aufgebracht.

Meran war längst zur Lazarettstadt erklärt worden, und Gauleiter Hofer war ängstlich bemüht, daß sich dort keine Kampfeinheiten einnisteten. Er forderte Auskunft von der Wehrmacht und vom SD. Er erfuhr nicht viel, und das wenige brachte ihn auf. Die Leute auf Schloß Labers, so hieß die karge Auskunft, gehörten zum 3. Germanischen Panzerkorps, von dem aber kein Mensch wußte, wo es steckte und ob es überhaupt existierte. Eingewiesen seien sie von Kaltenbrunner, dem Chef des Reichssicherheitshauptamtes.

„Und was tun sie hier?" wollte Hofer wissen.

Achselzucken. „Der Auftrag ist eine streng geheime Reichssache."

Mehr brachte Hofer anfangs nicht in Erfahrung.

Mit Geld und Sekt

Erst allmählich fanden seine Zuträger mehr heraus. Chef der Einheit war ein SS-Sturmbannführer Dr. Wendig, der aber nie Uniform trug. Er hatte einen Stab von abenteuerlichen Figuren um sich und ließ sich von einem zwanzig Mann starken SS-Haufen bewachen. Er lebte auf großem Fuße, hatte zwei Reitpferde und einige Autos und verfügte offenbar über unbeschränkte Geldmittel. Er richtete in den Nebengebäuden des Schlosses geheimnisvolle Lager ein.

Hofer wandte sich mit einem scharfen Protest an Kaltenbrunner. Er holte sich eine Abfuhr.

Wutschnaubend machte er sich dann auf nach Meran, um sich mit diesem geheimnisvollen Dr. Wendig selbst auseinanderzusetzen.

Dr. Wendig, alias Fritz Schwend, der neue Schloßherr, empfing ihn glatt und überlegen. Er hatte sich bereits über die Umtriebe des Gauleiters Hofer unterrichten lassen und war gut vorbereitet. Hofer erfuhr in dieser Besprechung nicht, welches Staatsgeheimnis dieser rätselhafte Dr. Wendig hier zu verwalten hatte. Aber er spürte seine Macht.

„Sie wollen doch", sagte Dr. Wendig, alias Fritz Schwend, bei einer Flasche →

Geld wie Heu

Sekt und bei einem Gespräch unter vier Augen, „eigene Kampfverbände für die Freiheit Ihrer Heimat aufstellen. Ich werde sie finanzieren. Sie können von mir Geld und Waffen haben, soviel Sie wollen."

Hofer starrte Dr. Wendig fassungslos an.

„Ich wünsche mir", sagte der pathetisch, „daß der Urenkel des großen Andreas Hofer auch einmal in der Geschichte Tirols seinen Platz einnimmt."

Als Hofer ging, drückte er Dr. Wendig bewegt die Hand.

„Es ist wunderbar, daß es Sie gibt", sagte er begeistert.

„Wie habe ich das gemacht?" fragte Fritz Schwend später selbstgefällig, als er seine engsten Mitarbeiter zu einer Stabsbesprechung zusammengeholt hatte. „Auch wenn Hofer mal dahinterkommen sollte, was wir hier für einen Betrieb haben, wird er uns nicht mehr lästig fallen."

Was Schwend lässig seinen „Betrieb" nannte, war hier im Schloß Labers zu einem Oberkommando im Geldkrieg geworden. Er führte es mit allen Raffinessen einer fast diabolischen Vertriebstechnik. Er setzte seine Strategen ein, kaltblütige Abenteurer aus aller Welt, und dirigierte mit ihnen die unzähligen Millionen Pfund in lautlos geschlagenen Schlachten. Das bedruckte Papier, das er aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen nun kistenweise geliefert bekam, wurde unter seiner Führung zur siegreichen Geheimwaffe. Es brachte Dollars, Pesos, Franken, Kronen, Rupien und Lire in sechs- und siebenstelligen Zahlen ein. Schwends Pfundnoten wurden fast zur illegalen Währung Italiens und des Balkans. Partisanen besaßen sie ebenso wie Parteigänger Mussolinis. Jeder spekulierte damit, und kaum einer war enttäuscht.

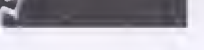
Als die Soldaten der amerikanischen und britischen Armeen im Süden Italiens landeten, staunten sie nicht schlecht, wenn hungernde Eingeborene ihnen Lebensmittel abkaufen wollten und dafür englisches Geld in Scheinen zu fünf, zu zehn und zu zwanzig Pfund boten.

Fast bei allen dunklen Geschäften und auf allen Schwarzmärkten war das Pfund die begehrteste Währung. Partisanenchefs zahlten in Pfund, damit die alliierten Wachen wegsahen, wenn Lager erbeuteten deutschen Kriegsmaterials über Nacht von Unbekannten ausgeräumt wurden.

Ein seltsamer Kreislauf begann: Waffenkäufe hatten das Falschgeld ins Rollen gebracht, nun finanzierte es Waffenkäufe. Und mit dem Geld aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen begann die noch illegale kommunistische Partei Italiens für den Tag ihrer Machtergreifung aufzurüsten.

Schwend hatte das Waffengeschäft längst eingestellt. Es lohnte sich nicht mehr. Er begann für seinen Endsieg vorzusorgen. Er kaufte Gold und Juwelen, kostbare Gemälde und Perserteppiche. Er legte riesige Summen in Wertpapieren an, beteiligte sich an einer Bank in Spanien, hatte Konten in der Schweiz, in Liechtenstein, Portugal und Südamerika. Er sorgte für den Tag „X" vor.

Geschäftsfreunde
des Falschgeldverteilers Friedrich Schwend waren viele Größen des braunen Reiches. Für Hermann Fegelein, den späteren Schwager Hitlers, besorgte er Schmuck; und Gauleiter Hofer versprach er. TirolerKampfverbände mit Geld und Waffen zu beliefern. Der Namensvetter des großen Andreas Hofer sagte wörtlich zu Friedrich Schwend: „Es ist wunderbar, daß es Sie gibt!"



Hermann Fegelein


Gauleiter Hofer

Der schräge Fürst

Keiner konnte Schwend auch nur annähernd kontrollieren. Nicht einmal Kaltenbrunner, der allmächtige Chef des Reichssicherheitshauptamtes. Der hielt zäh und unbeirrt zu dem Finanzstrategen auf Schloß Labers, obwohl immer wieder Angriffe gegen Schwend vorgetragen wurden.

Man solle schleunigst Schluß machen mit diesem schrägen Fürsten auf Schloß Labers, forderte Ohlendorf, der Chef des SD von Kaltenbrunner. „Alle unsere Dienststellen in Oberitalien beschweren sich über ihn und seinen Sauhaufen. Seine Leute haben in allen schmutzigen Geschäften ihre Finger. Jeder Kerl aus seinem Stab gehört ins Zuchthaus."

„Lassen Sie den Schwend, unseren besten Lieferanten, in Ruhe", befahl Kaltenbrunner. „Er mag kleine Schönheitsfehler haben, aber die soll man übersehen."

Es wurde manches übersehen, was ärgerlich war. Eines Tages lieferte Schwend dreihundert Zigarettenetuis. Aus reinem Gold, wie er stolz verkündete. Sie wurden Schellenberg zugewiesen, damit der sie als Bestechungspräsente im Geheimdienst verwende. Schellenberg war begeistert. Er schickte eine

Falschgeldagent
Theuphil Kumber versuchte bei einem Geldtransport, seinem Häuptling Schwend ein Schnippchen zu schlagen. Mit gezogener Pistole zwang er seine Mitfahrer, vom rechten Wege abzubiegen. Die Millionenbeträge im Wagen waren eine zu große Verführung für den geschäftstüchtigen Jugoslawen. Daß es Falschgeld war, machte ihm nichts aus; es war ja genial gefälscht



ganze Anzahl dieser Etuis nach Afrika, wo Männer seines Geheimdienstes bemüht waren, Scheichs für deutsche Unternehmen einzuspannen. Die gerissenen Scheichs aber bekamen schnell heraus, daß die Etuis zwar stark, aber immerhin nur vergoldet waren. Sie fühlten sich von den Deutschen betrogen und brachten Schellenbergs Agenten kurzerhand um.

„Ich kann nicht in jedem Fall für die Echtheit garantieren", antwortete Schwend, als er gerügt wurde. „Ich bin von einem Mittelsmann hineingelegt worden."

Der gerissene Schwend scheint oft das Malheur gehabt zu haben, „von Mittelsmännern hineingelegt zu werden". Denn etwas später redete er sich wieder damit heraus.

Zu Kaltenbrunner war der SS-Führer Fegelein gekommen, der später Hitlers Schwager werden sollte.

„Wir brauchen Schmuck", sagte er, „guten und kostbaren Schmuck. Der Reichsführer weiß Bescheid. Du sollst ihn besorgen. Über deinen Schwend."

„Wofür?" wollte Kaltenbrunner wissen.

„Wir brauchen den Schmuck eben, also besorge ihn schon."



Ablehnend *zeigte sich Schwends Tochter Rosmarie, als Sternreporter sie im oberbayrischen Burgkirchen mit einem Schnappschuß beim Pflaumenverkauf überraschten*



Bereitwillig *ließ sich Rosmaries Mann Adalbert d'Imblon fotografieren. Er hat sein Selbstbedienungsgeschäft mit echtem Geld aufgebaut und eingerichtet*

Schwend bekam den Auftrag, und es kam auch bald der Schmuck.

„Die Hälfte davon ist falsch", erfuhr Kaltenbrunner schon am nächsten Tag von dem empörten Fegelein.

Und wieder ging eine sanfte Rüge an Schwend ab.

Seinem Ansehen bei Kaltenbrunner schadeten solche Pannen nicht. Er hatte sich bereits zu unentbehrlich gemacht. Und je mehr seine neidvollen Feinde in der SS mit allen Finessen versuchten, seine Geltung zu mindern, desto mehr wuchs seine Macht.

Ohlendorf, der Leiter des Sicherheitsdienstes, sowie Müller, der Chef der Gestapo, und auch Nebe, der oberste Leiter der Kriminalpolizei, setzten jeder auf eigene Faust Spitzel ein, um verfängliches Material gegen Schwend zu bekommen. Sie erfuhren, daß der Finanz-Abenteurer auf Schloß Labers ein Regime führte, wie es kein zweites innerhalb des deutschen Machtbereichs oder überhaupt auf der Erde gab. Er, der Mann, der ein Soldbuch auf den Namen eines Sturmbannführers Dr. Wendig und keinen Rang in der höheren Hierarchie der SS oder des Reiches hatte, konnte Transaktionen durchführen, die kein Mensch zu durchschauen imstande war. Er konnte über unbeschränkte Geldmittel verfügen. Es galten für ihn keinerlei Devisengesetze. Alle Geschäfte, in denen er seine Finger hatte, waren für alle anderen Dienststellen – SS, Wehrmacht, Polizei, Wirtschafts- und Zollämter – ebenso tabu, wie es die Menschen waren, die er in seinen Schutz nahm.

Zu seiner Bewachung hatte er eine Garde von zwanzig verschwiegenen und schwerbewaffneten SS-Männern. Seine Stabshelfer waren zwielichtige Abenteurer aus vielen Ländern. Und er konnte sie selbständig mit Kurier-Ausweisen in →

Geld wie Heu

alle Welt schicken. Keine Kontrolle forschte sie nach dem Zweck der Reisen aus und tastete ihr Gepäck an.

„Er hat eine raffinierte Fälscherwerkstatt eingerichtet", erfuhr SD-Oberchef Ohlendorf von seinen Spitzeln.

Er hinterbrachte es Kaltenbrunner.

„Dieser schräge Fürst da auf Schloß Labers", schimpfte Ohlendorf, „fälscht munter Personalausweise mit Fotos, fabriziert Stempel und Dienstsiegel und Briefpapier aller möglichen Dienststellen. Wo zum Teufel soll das hinführen? Unsere SD-Außenstellen werden allmählich mehr als unruhig. Sie wissen nicht, wie sie diesen Vogel und seinen Haufen behandeln sollen."

„In Ruhe lassen sollen sie ihn", bestimmte Kaltenbrunner. „Der Schwend ist für uns wichtiger als der dicke Funk, unser fauler Herr Reichswirtschaftsminister. Schwend füllt unsere Kassen und Waffenlager. Wie er das macht, ist seine Sache. Der SD soll sich um ihn nicht kümmern."

Aber gerade in diesen Tagen passierte es, daß sich die SD-Außenstelle Meran um Schwends Angelegenheiten kümmern mußte.

Oberleutnant Hartmann, der geschickte Verhandler mit jugoslawischen Partisanen, hatte erreicht, das größte Waffengeschäft vorzubereiten, das sich der Organisation Schwend bisher geboten hatte. Es ging um ein riesiges Lager mit britischem Kriegsmaterial, das eine kampfmüde Partisanentruppe gegen harte Währung ausliefern wollte. Als Preis wurden zweieinhalb Millionen britische Pfunde gefordert. Das Geld sollte in Triest übergeben werden.

Pistolenlauf im Nacken

Für den Transport des Geldes bestimmte Schwend zwei der verwegensten Draufgänger seiner abenteuerlichen Mannschaft. Beide waren Jugoslawen. Er hatte sie vor Monaten aus einem Gefängnis des SD herausgeholt, wo sie wegen schwerer Kriegswirtschaftsverbrechen auf den Galgen warteten. Sie waren zu Assen seines Teams geworden.

Der eine der beiden hieß Theophil Kamber. Er war Anfang der Dreißig, hatte eine sportlich trainierte Figur, ein schmales und unruhiges Gesicht unter vollem, dunklem und onduliertem Haar.

Von Kamber hielt Schwend mehr als von dem anderen, der Metzger hieß, ein brutaler Kraftmensch war und auch so aussah.

Als sie an einem strahlend sonnigen Sonntagmorgen mit ihrer Fracht aus Labers abfuhren, saß Kamber hinten im Wagen neben den zwei Koffern, die vollgepfropft waren mit den Noten aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen.

Metzger saß am Steuer. Neben sich hatte er Gertrud Hüllen, die mollige und hübsche Sekretärin Schwends. Sie hatte darum gebeten, die Fahrt als Weekend-Ausflug mitmachen zu dürfen. Und Schwend war einverstanden gewesen.

„Je mehr Begleitung das Geld hat, desto sicherer kommt es hin", hatte er gesagt.

Gertrud Hüllen war in strahlender Stimmung. Sie sang, als der Wagen durch die Weinberge Südtirols nach Süden raste. Das Land um sie räkelte sich in Sonnenglanz und Wärme.

Metzger machte Witze, über die keiner lachte. Er versuchte, ein Gespräch mit Kamber in Gang zu bringen.

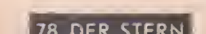
Kamber antwortete karg und unwillig. Er hockte hinten zusammengekrümmt auf seinem Platz, sein Kopf war vornübergebeugt und sein Gesicht von Schmerzen verkrampft.

„Hat es dich wieder erwischt?" fragte Metzger. Er wußte, daß Kamber oft von Gallenkoliken überfallen wurde.

„Fahr weiter", stöhnte Kamber.

„Sie werden bald als Krankenschwester gebraucht", sagte Metzger zu Gertrud Hüllen und lachte gefühllos.

Gertrud Hüllen brach erschrocken ihren Gesang ab. Sie machte ein teilnahmsvolles Gesicht.



Hinter Bozen, bei Ora, kurz bevor die Straße in Richtung nach Triest abbiegt, fragte Metzger nach hinten gewandt: „Geht es jetzt besser?"

„Ja", sagte Kamber. Seine Stimme war plötzlich kalt und klar. „Du biegst jetzt nicht nach links ein, sondern du fährst geradeaus. Ich sage dir, wo du abzubiegen hast."

„Du bist ver ...", erregte sich Metzger und brach dann mitten im Wort ab, denn er spürte im Nacken kalt und unbarmherzig die Mündung einer Pistole.

Er holte tief Luft. „So", sagte er dann betont ruhig. „Das Geld ist es also. Zweieinhalb Millionen Pfund. Ein ganz schöner Brocken. Und du glaubst, du kommst damit durch? Du bist ein Trottel, Kamber!"

„Halt die Schnauze und fahr weiter!" befahl Kamber. – „Und Sie hören auf zu heulen", schrie er nervös Gertrud Hüllen an.

Gertrud Hüllen stopfte sich verzweifelt ein Taschentuch in den Mund. Unterdrücktes Schluchzen schüttelte sie.

„Hör zu ...", begann Metzger wieder.

„Schnauze ...", sagte Kamber kalt. „Du richtest dich nach dem, was ich sage. Ich nehme die Pistole jetzt aus deinem Nacken. Aber ich behalte sie in der Hand. Wenn du das Geringste machst, was mir nicht paßt, knallt es. Hast du verstanden?"

„Du Trottel, überlege doch mal vernünftig ...", sagte Metzger und fuhr langsamer.

„Gib Gas oder es knallt", drohte Kamber mit zusammengebissenen Zähnen

Metzger fuhr wieder schneller.

Sie näherten sich Trient. Weit vor ihnen auf der Straße hielten Wagen. Um die Wagen herum wimmelten Männer in Uniform.

„Kettenhunde", sagte Metzger. „Du hast Pech, Kamber. Ich glaube, jetzt ist Feierabend für dich."

„Im Gegenteil, das Pech hast du", sagte Kamber. „Wenn du dich mit einem Mucks verrätst, bist du ein toter Mann. Ob wir durchkommen oder nicht, das ist jetzt deine Sache."

Der Wagen wurde von einer Streife der Feldgendarmerie gestoppt. Ein Hauptmann, der zwei Feldwebel neben sich hatte, verlangte in barschem Kommandoton die Papiere. Metzger gab sie ihm.

„Was ist mit der Dame?" fragte der Hauptmann und zeigte auf Gertrud Hüllen, die sich weinend zusammenkrümmte.

„Sie ist krank", sagte Kamber erbost. „Das sehen Sie doch. Wir haben es eilig, mit ihr zu einem Arzt nach Trient zu kommen. Oder wollen Sie uns etwa aufhalten?"

Fortsetzung im nächsten Heft





Die Frauen des Herrn Schwend. *Hella Neubach (links), Schwends jetzige Frau, lernte er zuerst als Sekretärin schätzen und lieben. In Meran wurde ihr einziges Kind Ursula geboren. – Baronesse v. Gemmingen (rechts), Schwends erste Frau, blieb trotz der Scheidung im Jahr 1942 noch lange bei ihrem Mann, der für sie und die beiden Kinder Rosmarie und Ingrid sorgte*



Nichts geht nach seinen Wünschen. Eine bittere Erkenntnis für den schwerkranken Wilhelm Holzboer, den Chef des Warenversandhauses „Jedermann". Seine älteste Tochter Juliane hebt das Verlöbnis mit Philipp Wispert, dem Prokuristen der Firma, auf. Da hat Christiane, seine Lieblingstochter, ihre Hand im Spiel, denn mit dem labilen Wispert war sie lange eng befreundet. Überhaupt Christiane ... Wer hat ihr erlaubt, Barfrau in der Münchner Bar „Bei Joe" zu werden? Der Alte schmunzelt, trotz seines Ärgers. Christiane, dieser Teufelsbraten, verdient ja ganz hübsch dort. – Wenn wenigstens sein Sohn Heinz Jurist werden wollte, und nicht Arzt. Dann könnte er seine Freundin Erika, die ein Kind von ihm erwartet, sofort heiraten. Heinz fährt schweren Herzens zu Erika nach Überlingen, um mit ihr darüber zu sprechen. Erika erwartet ihn mit nervöser Ungeduld. Jörg, der Sohn des Gärtners Sendlinger, bei dem sie arbeitet, hält Ausschau nach ihm. „Der könnte es sein", sagt er zu ihr. „Das ist ein Fremder!"

Erika sah in die Richtung. Es war Heinz. Ihr Herz klopfte schneller. „Ja", sagte sie, „das ist er. Dein Kriegspfad ist beendet." Sie ging schnell weg.

„Ich werde dich heimlich beschützen", rief er ihr nach.

Lachend drehte sie sich um. „Nicht nötig."

Hastig ging sie hinaus auf den Weg und eilte Heinz entgegen. Schon von weitem rief sie ihn und winkte.

Er hob die Hand und winkte zurück. Doch er ging nicht schneller.

Sie begann zu laufen. „Heinz!" Endlich hatte sie ihn erreicht und wollte ihm um den Hals fallen. Doch als sie sein Gesicht sah, ließ sie die Arme sinken. „Guten Tag", sagte sie scheu, „wie schön, daß du gekommen bist."

Er stand vor ihr und bemühte sich um fröhliche Unbefangenheit. Das gelang ihm nicht ganz. „Guten Tag", sagte er. „Nach deinem Brief blieb mir doch gar nichts anderes übrig, als herzukommen. Entschuldige, daß ich nicht postwendend losgefahren bin."

Er betrachtete sie mit einem schnellen Blick. Das also war Erika. Wie verändert sie aussah. Nichts mehr von dem Pferdeschwanz, nichts mehr von alldem, was so reizvoll an ihr gewesen war. Er war entsetzt. Weshalb zog sie sich nicht wenigstens vernünftig an? Merkte sie nicht, daß ihr Rock vorn kürzer war als hinten?

Sein Blick blieb auf ihrem Gesicht hängen. Auch das war verändert. Diese Flecken –

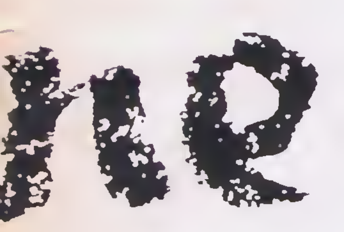
„Ich – ich hatte mich so auf dich gefreut", sagte sie.

„Ich auch. Sehr sogar. Und wo brennt es nun?"

Sie hob die Schultern. „Ich wollte, daß du kommst."

Er warf einen Blick auf das Wohnhaus, dann zog er sie daran vorbei. „Komm, wir gehen noch ein Stück." Behutsam legte er seinen Arm um ihre Schultern, wie früher. Doch es war alles ganz verändert zwischen ihnen. Schweigend gin-

Roman von Marie-Louise Fischer



gen sie nebeneinander her, und beide erschraken vor der Kluft, die zwischen ihnen war, und die sie mit nichts zu überbrücken wußten.

Sie begann, von sich zu erzählen, von ihrem Leben, ihren Sorgen, ihren körperlichen Unpäßlichkeiten. „Jeden Morgen ist mir übel", sagte sie. „Eigentlich müßte das längst vorbei sein." Sie sagte: „Die Arbeit macht mir Freude. Nur das viele Bücken fällt mir nicht leicht. Manchmal werde ich richtig schwindlig."

Wenn sie doch bloß aufhören wollte, dachte er. Das ist ja gräßlich.

„Erzähl doch mal vom Abitur", bat sie ihn schließlich. „War's schlimm gewesen? Ist jemand durchgefallen?"

Er berichtete ihr ausführlich davon und war froh, für eine Weile Gesprächsstoff zu haben.

„Der Abschlußball war ganz nett", sagte er.

Sie fragte: „Hast du dich amüsiert?"

Er antwortete ausweichend: „Nicht so besonders."

Sie fuhr hartnäckig fort: „Warst du lange dort?"

„Vielleicht drei Stunden", log er.

Sie gab sich nicht zufrieden. „Hast du getanzt?"

„Natürlich. Mit jedem Mädchen einen Pflichttanz."

Sie senkte den Kopf. „Entschuldige bitte."

Später, als sie zusammen in ihrem kleinen Zimmer saßen, fragte sie ihn, was er jetzt tun würde.

Er lehnte in einem altväterischen Ohrensessel und rauchte. Er hatte diese Frage erwartet. „Ich möchte gern Medizin studieren", sagte er zögernd.

Sie sah ihn an. „Das wäre doch wunderbar. Erlaubt es dein Vater?"

„Ja – aber", er sah sie an, „wenn ich Medizin studiere, könnten wir noch nicht heiraten." Das großzügige Angebot mit dem Jurastudium verschwieg er.

„Medizin ist ein sehr langes Studium, nicht?"

Er nickte. „Mindestens zwölf Semester. Aber ich werde fleißig sein. Ich werde schuften, daß ich so schnell wie möglich

→

722

fertig werde. Und dann, Erika, dann heiraten wir." Er griff nach ihrer Hand und drückte sie.

Abendsonnenschein fiel durch das kleine Fenster. Die weißen Gardinen bauschten sich im warmen Wind. Man hörte nichts weiter als das sachte Ticken der alten Uhr auf der Kommode.

„Wärest du damit einverstanden?"

Sie schwieg.

„Die Zeit vergeht schnell, glaub mir. In den Semesterferien komme ich immer nach Leuchtenburg. Wir werden es uns wunderbar machen, Erika, bestimmt."

„Wenn du fertig bist, muß unser Kind in die Schule", sagte sie.

„Na und? Was hindert uns daran, glücklich zu sein? Dann sind wir eben eine richtige Familie, wenn wir heiraten. Wie viele Studenten machen das so. Und was sind schon ein paar Jahre, wenn wir nachher ein ganzes Leben zusammen sind?"

Ein ganzes Leben, dachte sie. Ihre Eltern, die sie ein paarmal besucht hatten, glaubten nicht, daß Heinz sie heiraten würde. Die Mutter stellte jedesmal mißtrauische Fragen, jammerte, verfluchte alle Holzboers, nannte sie Blutsauger und Kapitalisten. In ihren Augen war der junge Holzboer ein skrupelloser Verführer, der ihr einziges Kind ins Unglück gebracht hatte. ‚Sei doch still, Mutter', brachte der Vater sie stets zum Schweigen, weil er sah, wie sein Kind litt. Die seltenen Besuche ihrer Eltern waren für sie jedesmal eine Qual.

„Nun sag schon was", drängte er.

Sie hob den Kopf und lächelte krampfhaft. „Entschuldige, natürlich bin ich damit einverstanden – wenn du es gern willst."

Er mußte sich zusammennehmen, um seine Erleichterung nicht allzusehr zu zeigen. Ein Aufschub, dachte er, Gott sei Dank ein Aufschub.

Er erhob sich und zog sie mit hoch. „Erika", sagte er leise, „ich wußte doch, daß du vernünftig sein würdest." Vorsichtig umarmte er sie und wiegte sie sanft hin und her. Sie barg ihren Kopf an seiner Brust, und in diesem Augenblick glaubte sie wieder, daß alles gut werden würde.

Nach einer Weile hob sie ihr Gesicht zu ihm auf. „Willst du sehen, was ich schon für das Kind gemacht habe?" fragte sie unter Tränen.

„Na zeig doch mal." Er ließ sie los, setzte sich wieder und blickte dabei verstohlen auf die Armbanduhr. Scheinbar interessiert begutachtete er die Sachen, die sie gestrickt, gehäkelt und genäht hatte. Dann endlich erlöste ihn die Zeit.

„Ich muß jetzt zum Bahnhof", unterbrach er ihr geschäftiges Hin und Her.

Sie sah ihn ungläubig an. „Du willst heute noch weg?"

„Sicher, dachtest du, ich bleibe über Nacht hier?"

„Aber wir hatten uns darauf eingerichtet."

Doch er ging, und sie konnte ihn nicht halten.

*

Zwei Monate nach seiner Operation wurde Wilhelm Holzboer aus dem Krankenhaus entlassen – mit guten Wünschen und ernsten Ermahnungen. Er sei soweit wieder hergestellt, hatte Professor Lennich zu Juliane gesagt. Ein längerer Aufenthalt im Krankenhaus wäre nicht erforderlich. ‚Wenn er hierbleibt, geht er uns ein – vor Langeweile.'

Es sprach sich schnell herum, daß der alte Holzboer nach Hause zurückkommen würde. Vor seinem Haus standen eine Menge Neugierige, als der Krankenwagen hielt.

Juliane kletterte als erste hinaus. Dann trugen die Wärter die Bahre mit dem Kranken ins Haus.

„Ist er tot, Mama?" fragte ein kleiner Junge aufgeregt.

Holzboer hob den Kopf mit dem struppigen grauen Haarkranz und sagte: „Ne, noch nicht janz."

Die Umstehenden lachten erleichtert.

Die Heimkehr des Alten brachte unliebsame Veränderungen mit sich. In den Wochen seiner Abwesenheit war ein Tag so still wie der andere gewesen, ohne Aufregungen, ohne Ärger. Jetzt nistete wieder die Angst in dem alten Haus. Holzboer beherrschte sie alle und alles, wie immer. Seine Hilflosigkeit machte ihn streitsüchtig, hinterhältig und gehässig.

Besonders Juliane litt darunter.

Bereits am Tage seiner Heimkehr hatte sie den ersten Zusammenstoß mit ihm.

„Bring mir endlich wat zu essen", fuhr er sie an, „oder sag' der Tant' Bescheid. Die weiß jenau, wat mir schmeckt."

„Ich laß dir gleich was bringen, Papa."

„Ich will knusprige Riefkoken. Die Tant' soll sie machen, verstanden."

„Reibekuchen?" Sie hörte die Stimme des Professors: ‚Wenn Ihr Vater die richtige Pflege hat und vor allem, wenn er sich selber hält, kann er noch Jahre leben. Er muß Diät essen. Strengste Diät. Und zwar ohne alle Ausnahmen Diät.'

Riefkoken – Reibekuchen. Ausgeschlossen.

„Wat guckst du' mich so an? Kann ich



schaut. Du bist eine janz verdammte Intrigantin und Erbschleicherin. Mich willst du unter die Erd' bringen, damit du dir die Firma und dat Vermögen unter den Nagel reißen kannst. Aber da hast du dich verrechnet."

Sie sah ihn entgeistert an. „Wie kannst du so etwas sagen."

„Weshalb hast du denn dat Christiane aus dem Haus jetrieben?"

„Du hast sie doch weggeschickt."

„So? Hab' ich dat? Und warum? Weil du dir den Philipp schnappen wolltest. Dat jeschieht dir janz recht, dat dir der Kerl durch die Lappen jegangen ist."

„Du tust mir Unrecht, Papa", widersprach sie matt, „ich weiß nicht, womit ich das verdient habe."

„Jeder kriegt jenau dat, wat er verdient. Eines sag ich dir, noch bin ich nicht dot, noch habe ich mein Testament nicht jemacht. Wenn ich jetzt nicht sofort meine Riefkoken kriege –"

„Nein."

„Du willst deinen alten Vater verhungern lassen?"

Sie biß sich auf die Lippen und schwieg. Ich muß durchhalten, dachte sie. Kranke werden so. Vater ist sehr krank. Ich darf seine Worte nicht auf die Waagschale legen. Von da an ließ sie die ungerechten und gehässigen Ausbrüche ihres Vaters wie Prüfungen über sich ergehen.

Dann ging eine merkwürdige Veränderung mit dem Alten vor. Er wurde friedfertig und zugänglich. Er hörte auf, nach seinen Reibekuchen zu zetern. Juliane war viel zu erleichtert und erschöpft, um der Ursache dieser seltsamen Veränderung auf den Grund zu gehen.

Sie begann vorsichtig, eine Idee vor ihm auszubreiten, die in einsamen Nächten in ihr gewachsen war und mehr und mehr Gestalt gewonnen hatte.

„Du bist janz und jar verrückt", sagte der Alte zuerst und machte weiteren Diskussionen darüber ein Ende.

Doch sie gab nicht auf. Hartnäckig fing sie wieder davon an. Und allmählich gewann sie ihn für ihre Idee und steckte ihn an mit ihrer Begeisterung.

In diesen Tagen machte Dr. Vogelsang seine gewohnte Visite.

„Wie sind Sie mit Vater zufrieden?"

Der Hausarzt schüttelte den Kopf. „Es hat keinen Zweck, daß wir uns etwas vormachen, Fräulein Juliane", sagte er.

„Was heißt das?"

Er zuckte die Achseln. „Seitdem Ihr Vater aus der Klinik zurück ist, hat sich sein Gesundheitszustand entscheidend verschlechtert."

Sie runzelte die Stirn. „Wie ist denn das möglich?"

„Das frage ich mich auch", sagte der

in meinem eigenen Haus nicht einmal Riefkoken verlangen?"

„Nein."

Er sah sie haßerfüllt an. „Du elendes Frauenzimmer. Ich bin jesund, verstanden! Sonst wäre ich nicht entlassen worden."

„Nein, du bist nicht gesund", widersprach sie ihm.

Die Glatze des Alten begann sich gefährlich zu röten. „Das willst du mir nur einreden. Ach, dat ich ausjerechnet dir ausjeliefert bin, du – du –"

Diese Szenen wiederholten sich fast täglich. Nur wenn er schlief, konnte sie aufatmen. Dann betrachtete sie ihn oft und war erschüttert über seine Hinfälligkeit. ‚Er hat sich kaputt geärgert, kaputt geschuftet, kaputt gerafft', fielen ihr dann wieder die Worte Professor Lenuichs ein. Wofür? fragte sie sich in diesen Augenblicken?

Einmal sagte er: „Ich habe dich durch-

→

Das Goldene Kalb

Arzt nachdenklich. „Da Ihr Vater streng diät lebt, dürfte sich bei der Analyse seines Urins kein so hoher Zuckergehalt ergeben."

„Das begreife ich nicht", sagte sie erschrocken.

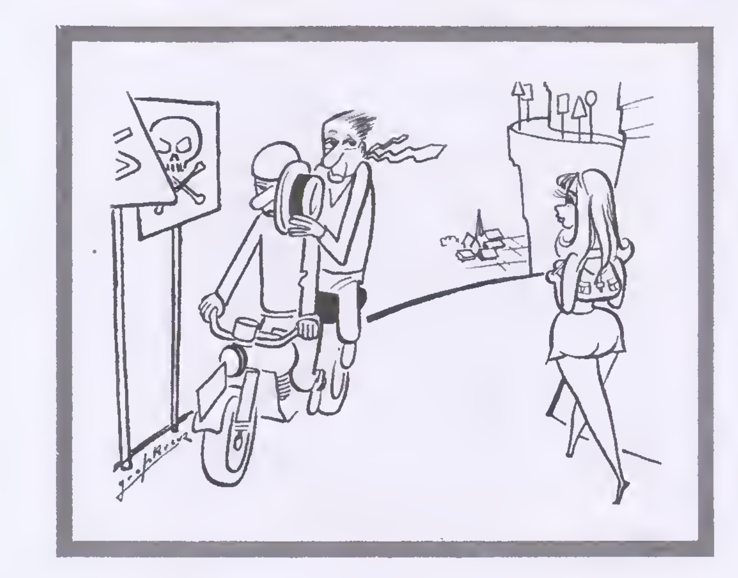
„Sind Sie sicher, daß er seine Diät streng einhält?"

„Vollkommen. Ich habe strikte Anweisungen gegeben –"

Er nickte. „Sind Sie auch sicher, daß er sich nicht doch auf irgendeinem Wege zusätzliche Nahrung verschafft?"

„Das halte ich für ausgeschlossen."

Der Arzt ging. Sie blieb voller Zweifel und Argwohn zurück.



*

An einem Sonntag im Juni fuhr Philipp Wispert wieder einmal nach München.

Seit Wochen hatte er beschlossen, seinem Leben eine wesentliche und einschneidende Wendung zu geben. Einige Bewerbungsschreiben hatte er mit großen Hoffnungen auf den Weg geschickt. Er sagte sich, daß es für einen tüchtigen Prokuristen nicht schwer sein könnte, einen neuen Aufgabenkreis zu finden. Doch sein labiles Selbstbewußtsein ließ immer wieder Zweifel zu, die ihn quälten und unsicher machten.

Eines jedoch wußte er genau: Seinen neuen Lebensweg wollte er nicht allein gehen, und er wußte sich keine idealere Partnerin als Christiane.

Sie war umgezogen. Ihre neue Adresse hatte er in der Bar ‚Bei Joe' erfahren. Jetzt wohnte sie in Schwabing.

Mit einer gewissen Beklemmung stellte er fest, daß das Haus, in dem sie wohnte, sehr komfortabel wirkte. Die Miete muß beachtlich sein, vermutete er. Woher sie wohl das Geld hat? Kann man so viel und so rasch in einer Bar verdienen?

Er klingelte. Vor Aufregung wurden ihm die Handflächen feucht.

In der Wohnung rührte sich nichts. Er klingelte noch einmal. Es ist ja gar nichts dabei, daß sie mich solange vor der Tür warten läßt, entschuldigte er sie. Schließlich kann sie nicht wissen, daß ich es bin.

Trotzdem sank sein Hochgefühl, das ihn auf seiner Fahrt nach München erfüllt hatte, zu einem kümmerlichen Rest reeller Zweifel zusammen. Als er nahe daran war, wegzugehen, wegzufahren, irgendwohin, wo es keine Holzboers gab – da wurde endlich die hell lackierte Tür geöffnet.

Christiane stand im Türrahmen und musterte ihn erstaunt. Bei ihrem Anblick schlug sein Herz schneller. Sie trug einen hellblauen Bademantel. Offenbar hatte sie gerade geduscht, denn ihr Haar war etwas feucht, und sie war umgeben von dem zarten Duft einer wohlriechenden Seife.

Impulsiv ging er einen Schritt auf sie zu und wollte sie in die Arme nehmen.

Sie wich vor ihm zurück. „Na so was – Philipp Wispert. Was für ein Lärm am frühen Morgen."

„Ich möchte dich sprechen."

„Habe ich mir fast gedacht." Sie zog den Gürtel des Bademantels fester und trat zurück. „Komm rein, wenn es sein muß. Aber viel Zeit habe ich nicht."

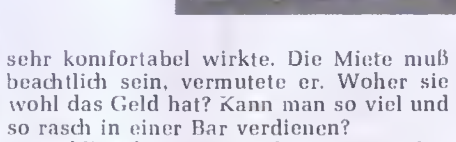
„Freust du dich denn nicht?" wollte er wissen.

„Wahnsinnig. Je früher der Morgen, desto schöner die Gäste."

Sie schlug die Wohnungstür zu und führte ihn in einen geschmackvollen und schön geschnittenen Raum. Alle Sitzgelegenheiten waren von irgend welchen Wäsche- und Kleidungsstücken beschlagnahmt. Sie räumte flink zwei Sessel frei und forderte ihn auf, Platz zu nehmen. Für eine Zigarettenlänge, wie sie vorsorglich sagte.

Er setzte sich. Sie sah ihn abwartend an. Seinen Brief nach dem Bruch mit Juliane hatte sie damals wie eine erlesene Delikatesse genossen. Aber das war lange her. Außerdem hatte sie das kommen sehen. Was wollte er jetzt? Sollte sie ihn trösten? Gewiß, er tat ihr leid, und vor einiger Zeit noch hätte sie sicherlich anders reagiert. Aber solche Fiasken konnten nur Männern wie ihm passieren. Niemals Männern wie Peter.

Sie dachte an den Mann, in den sie verliebt war wie noch nie in ihrem Leben. In der Bar hatte sie ihn kennengelernt –



„Was ich fragen wollte, wo haben Sie eigentlich Ihr Staatsexamen gemacht, Doktor Müller?"

Die Warnungen ihrer Chefin, Frau Korngiebel? Lächerlich. Altmodisch. Unzutreffend.

Peter war anders als alle andern. Anständig und großzügig, elegant und klug, treu und verliebt, zärtlich und doch energisch.

Ein Aushund idealer Männlichkeit.

Philipp betrachtete sie mit hungrigem Blick. „Du siehst sehr verändert aus", sagte er.

„Alt und schäbig geworden, was?"

„Christiane."

„Tu dir keinen Zwang an. Man schlägt sich nicht ungestraft jede Nacht um die Ohren."

Er ergriff ihre Hand. „Du wirst mir immer gefallen", versicherte er, „ganz gleich, wie du aussiehst."

Sie entzog ihm ihre Hand und dachte unwillkürlich, daß ihr weltmännischer Peter nie solche Phrasen gebrauchen würde.

Peter! Sie lächelte.

Philipp ermunterte dieses Lächeln. „Ich möchte mit dir diesen Sonntag zusammen verleben", bat er, „und ich möchte dich etwas sehr Wichtiges fragen –"

Ihr Lächeln schwand, und sie schüttelte sanft den Kopf. „Tut mir leid. Du kommst zu spät. Ich habe eine Verabredung." Sie erhob sich schnell. „Du mußt mich jetzt entschuldigen. Ich muß mich anziehen."

Sein Gesicht färbte sich langsam rot. „Mit wem hast du eine Verabredung?"

Sie lächelte wieder. „Weshalb willst du das wissen? Du kennst ihn ja doch nicht. Das heißt, eigentlich müßtest du ihn gesehen haben. Er war in der Bar, als du mich das erstemal besuchtest."

Er erinnerte sich sofort an diesen Gentleman, diesen Schönling, und Eifersucht schoß in ihm hoch wie eine sengende Flamme. „Dieser Schürzenjäger also", sagte er giftig. „Ich hätte dich für klüger gehalten."

Sie wandte sich lachend um und verschwand im Bad. Schürzenjäger.

Während sie summend Toilette machte, dachte sie an Peter und daran, wie alles angefangen hatte: An seine Blicke, in denen Sehnsucht stand und Verlangen, an die flüchtigen Berührungen seiner Hand, wenn er ihr Feuer reichte. Die kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen er sie bedachte, die amüsanten Gespräche, die er zu führen verstand. Dann die erste Verabredung, der erste Ausflug an den Starnberger See an einem Sonntag, die erste Umarmung. Eine Skala des Glücks und immer neuer, atemberaubender Entdeckungen.

Philipp – dieser armselige Junge. Er mußte jetzt gehen. Sie wollte keine Komplikationen mit Peter.

Er starrte sie sprachlos an, als sie wieder im Zimmer erschien, in eleganten, knapp sitzenden, dreiviertellangen Hosen, beigefarben, einer Jacke aus Gazellenleder, einem pastellblauen Seidenschal.

Mit Genugtuung registrierte sie seinen Blick. „Du mußt jetzt gehen", sagte sie. Unten hupte ein Auto.

Sie ging zum Fenster und winkte hinunter.

Er erhob sich steif. Er begann, beschwörend, ausführlich und mit seiner ihm eigenen Pedanterie von ihrer langjährigen Freundschaft zu erzählen, von allem, was sie verband.

„Hör schon auf", schnitt sie ihm das Wort ab, während sie Toilettengegenstände zusammensuchte, die sie in einem ledernen Beutel verstaute. „Das ist vorbei. Sieh das endlich ein. Du hast mich ja auch nicht gefragt, als du dich mit Juliane verlobtest. Damals hattest du auf mich auch keine Rücksicht genommen." Sie öffnete die Wohnungstür. „Also?"

Er riß sich zusammen. „Daß du dich so schnell mit einem anderen Mann – ich wäre natürlich nicht gekommen, wenn ich das gewußt hätte." Er reichte ihr die Hand. Und dann sagte er das, was viele in solchen Situationen zu sagen pflegen: „Wenn du Hilfe brauchen solltest, später vielleicht einmal, ich bin immer für dich da."

Sie sah ihm nach und blieb an der Tür

⟶

Das Goldene Kalb

stehen, bis seine Schritte im Treppenhaus verklungen waren. Die sentimentale Rührung, die sie für Augenblicke empfand, schüttelte sie schnell ab. Peter wartete. Mit klopfendem Herzen eilte sie Minuten später zu ihm, während die Stundenuhr ihres Schicksals abtickte, einem ehernen Gesetz folgend, dem sich auch Christiane Holzboer nicht entziehen konnte.

*

An demselben Sonntag traf Juliane mit dem Wagen ihres Vaters in Überlingen ein. Hier war das Wetter launisch. Die Sonne wußte nicht recht, was sie machen sollte.

Juliane hatte ihren Besuch bei Erika nicht angemeldet, deshalb konnte sie sich Zeit lassen. Sie parkte ihren Wagen auf einem kleinen, baumbestandenen Platz, kurbelte die Fenster hoch, nahm ein umfangreiches Paket aus dem Wagen und sicherte die Türen. Dann stieg sie aus und machte sich auf den Weg.

Sie hatten in der Gärtnerei alle Hände voll zu tun. Deshalb nutzten sie auch den Sonntag aus. Das Gemüse gedieh, und auch das Unkraut machte ihnen zu schaffen.

Erika beugte sich gerade tief über ein Beet, als Jörg sagte: „Da kommt jemand.“

Sie richtete sich schwerfällig hoch und beschattete ihre Augen mit der Hand. Als sie Juliane Holzboer erkannte, erschrak sie, und ihr Gesicht färbte sich dunkelrot. „Es ist für mich“, wandte sie sich an Frau Sendlinger, „ich bin gleich wieder da.“

Sie klopfte sich die Erde von den Händen. Während sie langsam zum Wohnhaus ging, versuchte sie sich zu beruhigen. Was sie nur hier wollte?

Juliane ging ihr entgegen und begrüßte sie herzlich. „Wie hübsch es hier ist“, sagte sie. „Sie haben sich wirklich ein nettes Plätzchen ausgesucht.“

„Ich habe es mir nicht ausgesucht“, sagte Erika abweisend. „Es ist Zufall, daß ich hier bin. Bitte, was wünschen Sie?“

Juliane überging Erikas eisige Abwehr. „Ich wollte Sie besuchen. Und ich wollte mit Ihnen sprechen. Das ist doch sicher möglich?“

„Wir können in mein Zimmer gehen“, sagte Erika. „Aber ich habe nicht viel Zeit.“

Es war ein einfaches, gemütliches Zimmerchen. Der schlichte Schrank aus Fichtenholz verbreitete einen angenehm harzigen Geruch.

„Hübsch haben Sie es hier“, sagte Juliane anerkennend.

„Bitte, nehmen Sie Platz“, forderte Erika sie auf und schob den alten Sessel zurecht, auf dem Heinz damals gesessen hatte. „Ich muß mir erst die Hände waschen.“

Als sie zurückkam, setzte sie sich auf einen Stuhl und sah Juliane abwartend an. „Weshalb kommen Sie zu mir?“ wiederholte sie ihre Frage, und sie klang nicht freundlicher als vorhin.

Juliane blickte in ihren Schoß. Sie hatte sich diesen Besuch einfacher vorgestellt. Sie hatte geglaubt, ein völlig verstörtes, verzweifeltes Mädchen anzutreffen, das sich hilfesuchend an sie klammern würde. Dann hätte sie das, was sie dem Mädchen vorschlagen wollte, leichter vorbringen können.

„Ich habe Ihnen etwas mitgebracht“, sagte sie ausweichend, bückte sich und schob Erika das Paket zu.

Erika schüttelte den Kopf. „Ich brauche nichts und ich will nichts.“

„Wollen Sie das Paket nicht erst auspacken? Ich möchte es nicht gern wieder mit nach Hause nehmen.“

Widerstrebend öffnete Erika das Paket. Was für eine abscheuliche Demütigung, dachte sie. Wie unangenehm. Beim Anblick der Babywäsche und der Windeln hellte sich jedoch ihr Gesicht auf, und in ihre Augen traten Tränen. Fragend sah sie Juliane an.

„Da ist noch mehr drin“, ermunterte Juliane sie.

Ein paar Lagen weißer weicher Wolle kamen zum Vorschein, und schließlich ein Umstandskleid. Erika hob es hoch. Eine weite blaue Jacke mit weißem Kragen und einen dazu passenden Rock. „Wie schön“, sagte sie andächtig. Doch dann legte sie das Kleid behutsam zu den Babysachen. „Das ist sehr nett von Ihnen“, sagte sie, „aber ich kann das nicht bezahlen. Und geschenkt will ich es nicht haben.“

„Nun seien Sie nicht so eigensinnig“, sagte Juliane geduldig. „Ich habe Ihnen die Sachen mitgebracht. Wenn es Sie beruhigt, sie kosten mich nicht viel. Es sind Dinge aus dem Versandhaus.“

Das Mädchen schwieg verlegen.

Nach einigem Zögern fuhr Juliane fort: „Ich habe mir lange den Kopf zerbrochen, wie ich Ihnen helfen kann. Ihnen und Heinz. Mein Bruder hat sie in –“, sie machte eine vage Handbewegung, „– in diese Situation gebracht. Wir fühlen uns verpflichtet ... um es kurz zu machen: Wir wollen, daß Sie Ihr Kind ohne finanzielle Sorgen zur Welt bringen. Ich wäre schon eher zu Ihnen gekommen, aber vielleicht hat Heinz Ihnen erzählt, daß es unserem Vater sehr schlecht geht –“ Sie stockte. „Wir wollen Ihnen helfen“, wiederholte sie.

Erika richtete sich auf. „Was ich brauche, verdiene ich mir hier mit meiner Arbeit und –“

„Und wenn das Kind kommt? Was dann? Wann erwarten Sie es übrigens?“

„Im September.“

„Also noch reichlich drei Monate.“ Sie öffnete ihre Handtasche, nahm ein Blatt Papier und ihren Füller heraus. Das Blatt war mit Maschine beschrieben. „Ich schätze, daß Sie hier mit zweihundertfünfzig Mark im Monat auskommen können – drei Monate, das sind – runden wir es nach oben auf für Extraausgaben – tausend Mark.“ Schnell schrieb sie die Zahl auf das vorbereitete Schriftstück. „Es ist ein Darlehen“, erklärte sie sachlich, ohne Erika anzusehen. „Ein langfristiges. Sie können es zurückzahlen, wenn Sie dazu in der Lage sein werden.“

Sie schob Erika den Bogen zu. „Wollen Sie unterschreiben?"

Erika rührte sich nicht. Die Summe würde mir aus der größten Not helfen, überlegte sie hastig. Ich würde wenigstens von den Eltern unabhängig sein.

Doch noch wehrte sie sich gegen das Angebot. „Weshalb tun Sie das?" fragte sie mißtrauisch. „Was bezwecken Sie damit?"

Juliane hob die Achseln. „Das Kind wird mein Neffe sein – oder meine Nichte." Sie lächelte und sah Erika bittend an. „Ich tue es für Heinz. Er kann Sie jetzt nicht unterstützen, wie er es eigentlich müßte. Das wissen Sie. Nun schreiben Sie schon."

Widerstrebend setzte Erika ihre Unterschrift unter das Schriftstück. Es ist ja nur ein Darlehen, dachte sie, wie um sich selber zu entschuldigen, kein Geschenk. Sobald ich kann, zahle ich es zurück.

„Was wünschen Sie sich denn?" fragte Juliane. „Einen Jungen oder ein Mädchen?"

Erika reichte ihr Schriftstück und Füller zurück. „Einen Jungen", sagte sie, „lieber einen Jungen als ein Mädchen. Mädchen sind so – so –"

„Arm?" fragte Juliane.

Erika nickte.

„Und was haben Sie vor, wenn das Kind da ist?"

„Ich werde nach München gehen und arbeiten. Ich kann Stenographie und Schreibmaschine. Damit werde ich anfangen. Ich werde uns durchbringen – mein Kind und mich. Ich habe keine Angst. Und in München ist ja auch Heinz."

Die Zuversicht in ihren Worten, vor allem jedoch in ihrem Blick, gaben Juliane einen Stich durchs Herz. Dieses Mädchen würde bald Mutter sein. Sie würde reicher sein als sie – wenn ihr das nicht gelang, was sie sich vorgenommen hatte.

„Was hätten Sie gemacht, wenn – wenn das nicht dazwischen gekommen wäre?" fragte sie.

Erika hob den Kopf und sah sie aufmerksam an. „Nach dem Abitur?" Sie schob die Unterlippe vor und zuckte die Achseln. „Vielleicht hätte ich auch studiert. Germanistik. Als Werkstudentin –". Sie zögerte. „Aber das ist ja vorbei."

„Haben Sie niemals daran gedacht, das Kind fortzugeben?" fragte Juliane vorsichtig.

Erika runzelte die Stirn. „Fortgeben? Mein Kind? Nein."

„Aber dann könnten Sie Ihr Abitur nachholen – studieren –".

Abitur nachholen, studieren. Es müßte wunderbar sein, dachte Erika. Unsicher sah sie hoch.

Juliane erhob sich. Mit ein paar schnellen Schritten war sie bei Erika und beugte sich zu ihr hinunter. „Ich will das Kind adoptieren, Erika", sagte sie atemlos.

Fortsetzung im nächsten Heft

Kanzel,

„Ich bin Zigeunerin reinster Rasse. Hier, sieh meine Haut, meine Augen, meine Haltung."

Pepita strafft ihre Gestalt. Sie spannt ihre Hüften und wird in einer Sekunde zum Urbild der Zigeunerin, deren Silhouette den Frauentyp ganz Spaniens über Jahrhunderte geformt hat und heute noch hestimmt.

Wie bei uns der Film ein weibliches Schönheitsideal schuf, dem alle jungen Frauen nachstreben, so hat in Spanien die tanzende, singende, leidenschaftliche Zigeunerin frauliche Formen und Haltung entscheidend beeinflußt. Hier ist der Umfang des Busens nicht wichtig, sondern die stolze Art, den Oberkörper zu tragen. Hier ist die schlanke Taille ohne Belang, es zählen der Schwung der Hüften und des Schenkels. Die flache Schönheit des Nordens ist verpönt. Lange Beine, schmale Hüften und wohlgeformte Büste erlauben zwar den nordischen Frauen, eleganter zu sein als ihre spanischen Schwestern, sie regen jedoch die Phantasie des Spaniers nicht im geringsten an. Für ihn muß eine Frau Hüften haben und Schenkel, deren Formen bei jeder Bewegung verlockend unter dem Kleid spielen. Dabei muß sie ganz feine Fesseln haben – ein Zeichen guter Rasse – und winzige Füße (zwischen Größe 34 und 36), um durch diese zierliche Zerbrechlichkeit seine zarte Seite anzurühren, sein Verlangen, ritterlicher Beschützer zu sein.

Pepita hat unglaublich feine Fesseln. Langsam schiebt sie einen Fuß vor und hämmert mit ihrem Absatz den Rhythmus eines Fandangos. Ihr stolzer Blick ist schwer zu ertragen. Das ist keine Koketterie mehr, sondern Herausforderung, keine Erotik, nein, Hochmut einer Rasse, die gelassen alle Schimpfworte hinnimmt, wie Diebe, Bettler, Heuchler – weil sie überzeugt ist, allein den einzig wahren Sinn des Lehens bewahrt zu haben: die Leidenschaft und die Liebe.

Pepita würde mir ohne jede Hemmung Uhr und Brieftasche stehlen, sie würde betteln gehen oder Meineide schwören, weil sie überzeugt ist, sich einem ewigen Gesetz verschrieben zu haben, das ihr erlaubt, alle von Menschen geschaffenen Gesetze mit den Füßen zu treten. Und weil sie alles verachtet, was nicht von Zigeunern stammt.

Sie setzt sich zu uns. „Glauhst du mir jetzt, daß ich Zigeunerin bin?"

„Und ob ich dir glauhe", sage ich und stürze eine Tio Pepe hinunter. „Eindrucksvoller konntest du es mir gar nicht beweisen."

„O doch", antwortet sie mit einem maliziösen Lächeln. „Aber darüber wollen wir lieber nicht reden."

„Willst du was trinken?"

Sie ist plötzlich entspannt. Ihre Schultern sind nicht mehr stolz nach hinten geworfen. Ihre Arme ruhen lässig auf dem Tisch. Die Verwandlung ist erstaunlich: Vor mir sitzt ein kleines lächelndes siebzehnjähriges Mädchen, das nach einer Limonade verlangt.

Wir sitzen in einer Tasca in Triana, dem Zigeunerviertel von Sevilla. Eine Tasca ist eine gewöhnliche Kneipe, in der man trinkt. In einigen gibt es, wie hier, einen Gitarristen und zwei oder drei Zigeunerinnen, die Flamenco tanzen. Auch ein Sänger gehört oft dazu. Diese Tasca ist nicht für Touristen. Hier ist man unter sich. Manolo Herrera, ein Zigeuner, mit dessen Familie ich einmal während drei Wochen durch Andalusien gewandert hin, und der mir seitdem jedes Jahr pünktlich zu Weihnachten eine Postkarte schickt, hat mich hierhergebracht, um mir die Tanzkünste seiner Nichte Pepita zu zeigen.

„Die hat Rasse, was?" sagt er voller Bewunderung. „Erinnerst du dich an das kleine sechsjährige Mädchen, das damals mit uns reiste und so viel Geld einbrachte, wenn es in den Straßen tanzte? Das war Pepita. Jetzt ist sie eine Frau",

Tasca und Arena

Gordian Troeller berichtet aus Spanien

fügt er stolz hinzu. „Y que mujer – und was für eine Frau."

Eine kleine dickliche Frau nähert sich unserem Tisch. Sie ist schwarz gekleidet, wie die meisten älteren Frauen des Volkes, die entweder für irgendein Mitglied ihrer zahlreichen Familie Trauer tragen oder, einmal verheiratet, ihrem guten Ruf und ihrem eifersüchtigen Gatten dadurch Genüge tun wollen, daß sie endgültig aufhören, kokett zu sein, indem sie sich in schwarze, unförmige Kleider hüllen.

„Erkennst du sie wieder?" fragt Manolo. „Das ist Nana Hedilla, Pepitas Mutter, die uns früher in dieser Tasca mit dem Rollen ihrer Kastagnetten toll machte."

Ich kann mir schwer vorstellen, daß diese kleine rundliche Person irgend jemanden tollmachen kann, erinnere mich aber an „Nana de Triana", wie sie sich stolz nannte, die vor zehn Jahren zu den besten Tänzerinnen Sevillas gehörte. Heute kommt sie nicht mehr zum Tanzen in die Tasca, sondern nur, um auf Pepita aufpassen und sie brav nach Hause zu bringen. Zigeunerinnen kennen das Feuer ihrer Töchter. Sie sind deshalb doppelt vorsichtig. Es gibt kaum eine Tänzerin in Spanien, sei es auf der Bühne, in der Tasca oder im eleganten Nachtlokal, die nicht ständig von ihrer Mutter begleitet wäre. Selbst wenn sie ins Ausland gerufen werden, bleiben die schwarzgekleideten Mütter ihnen wie Geheimpolizisten auf den Fersen.

„Sie hat's nicht geschafft", sagt Manolo.

„Halt's Maul", schreit sie ihn an. „Natürlich hätt' ich's im Handumdrehen geschafft, wenn ihr verfluchten Männer nicht wärt. Da kniet ihr einem jahrelang auf der Seele, versprecht Himmel und Erde, bis man weich wird. Man will ja endlich auch Frau werden und heiratet so einen hergelaufenen Kerl wie deinen Bruder. Natürlich darf man weitertanzen, das wird hoch und heilig geschworen, aber ehe man sich versieht, hat man acht Kinder, hängende Brüste und Krampfadern. Und alles ist aus – für immer."

Sie nimmt Pepita bei der Hand und zieht sie hoch.

„Aber ihr wird das nicht passieren, darauf könnt ihr euch verlassen. Sie wird eine große Tänzerin werden. Dafür sorge ich. Sie muß es werden; denn für unsereins gibt es keinen anderen Weg aus dem Elend."

Manolo und ich erheben uns ebenfalls und folgen den beiden Frauen auf die Straße. Es ist erst zwölf Uhr nachts, aber schon schleppt „Nana de Triana" ihre Tochter nach Hause. Sie kennt die verführerischen Tücken andalusischer Nächte. Sie geht kein Risiko ein. Manolo hält mich etwas zurück.

„Sie hat recht", sagt er. „Tausende von Mädchen, Zigeunerinnen und andere, werden nur deshalb Tänzerinnen, weil es die einzige Möglichkeit ist, der Armut unserer Vorstädte zu entkommen. Der Weg ist hart. Nur wenige erreichen es wirklich. Die meisten enden wie Nana. Und die, die nicht heiraten, aber auch nicht wieder ins Elend zurück wollen, werden Prostituierte. Wenn sie Glück haben, werden sie die Geliebte eines reichen Mannes, der oft sogar für ihre Familie sorgt."

Vom Hinterhof in die Arena

Als wir vor dem Hause angekommen sind, in dem Manolo wohnt, hören wir kurze, befehlende Rufe: „Olé, Toro (Stier), olé." Im Patio, dem kleinen Hof, um den fast alle andalusischen Häuser gebaut sind, tummeln sich einige Kinder. In der Mitte steht ein Junge. Er ist vielleicht zehn Jahre alt. In seinen Händen hält er ein zerrissenes Hemd. Während er seinen kleinen nackten Oberkörper herausfordernd vorbeugt, ruft er befehlend „Toro, anda" (Stier, nun los) und jedesmal stürmt eines der Kinder in gebückter Haltung auf ihn zu. Er weicht geschickt aus, wie ein richtiger Stierkämpfer.

Ohne ein Wort zu sagen, rennt nun auch Manolo auf ihn los. Aber der Junge läßt sich nicht aus der Ruhe bringen. Festen Fußes wartet er. Als Manolo nur noch einige Zentimeter von ihm entfernt ist und ich schon glaube, er würde ihn umwerfen, vollführt der Knirps eine vollendete Veronika, eine der schwersten Figuren des Stierkampfes, und Manolo schießt an ihm vorbei.

„Olé", ruft er mir jetzt zu, „olé Toro" und wirft sein Hemd weg. Mit erhobenen Armen steht er wartend da. Ich bücke mich und laufe auf ihn zu. Als ich seinen Körper streife, bohren sich seine Finger schmerzhaft in meinen Nacken. „Banderillas", erklärt der kleine Kerl lachend. „Ich habe sie genau auf den richtigen Platz gestellt."

„Das kann man wohl sagen." Ich versuche durch Reiben, den brennenden Schmerz zu stillen. „Jetzt weiß ich wenigstens, wo man Banderillas hinpflanzt."

Er hört mich gar nicht mehr, er hat schon wieder sein Hemd in den Händen und fordert seine Kameraden energisch auf, weiterzukämpfen. Ich bin erstaunt über den Ernst, mit dem diese Kinder zu so später Stunde unter einer kleinen Funzel stehen und Torero spielen.

„Das ist kein Spiel mehr", erklärt Manolo, „das ist regelrechtes Training eines ehrgeizigen Jungen, der Torero werden will. Du lächelst, aber du weißt doch, daß es für einen armen Jungen nur einen Weg aus dem Elend gibt: den Sprung in die Arena."

„Für einen Zigeuner", verbessere ich.

Er schaut mich vorwurfsvoll an. „Im Elend gibt es diesen Unterschied nicht mehr. Da sind wir alle gleich, ob Zigeuner oder nicht. Wir Zigeuner tragen die Armut vielleicht mit etwas mehr Würde, weil wir lange jede normale Arbeit verworfen haben und uns deshalb nicht beklagen dürfen. Aber das ist heute anders. Wir arbeiten in Fabriken, in Bergwerken, wir sind Schuhputzer, Scherenschleifer, Soldaten oder Chauffeure – genau wie die anderen. Wir sind zwar immer noch überzeugt, ein ganz spezielles leidenschaftliches Blut aus unserer fernen asiatischen Heimat mitgebracht zu haben, und sind stolz darauf. Aber das hat nichts mit unserer sozialen Stellung zu tun. Da sind unsere Probleme heute die gleichen wie die der anderen Armen."

Nana und Pepita, die zunächst in einer Tür des Hofes verschwunden waren, gesellen sich wieder zu uns. Pepita hat ihr Kostüm abgelegt. Sie sieht in ihrem geflickten Kleid recht unscheinbar aus. Ich kann mir schwer vorstellen, daß dieses Mädchen so selbstbewußt in der Tasca getanzt hat.

Manolo erklärt weiter: „Übrigens, der kleine Stierkämpfer hier ist kein Zigeuner. In diesem Haus wohnen nur vier Zigeunerfamilien, alle anderen sind ganz normale Spanier. Der zwölfjährige Bruder dieses Jungen ist im Seminar. Die Kanzel ist der dritte Weg, hier herauszukommen."

Er lächelt Nana verschmitzt an. „Es ist sicher der leichteste Weg, aber zu schwer für einen Zigeuner. Denn wer kann schon Priester werden mit unserem Blut?"

„Unser Blut, unser Blut", fährt Nana böse dazwischen. „Was nützt es. Schau uns an. Da kann man noch so leidenschaftlich sein, noch so verliebt, mit Flöhen, leerem Magen und zehn Menschen in einem Zimmer geht selbst die schönste Liebe zum Teufel." Sie wendet sich drohend Pepita zu. „Daran denkt man nicht, wenn man siebzehn Jahre alt ist. Deshalb muß ich es für dich tun."

„Sie tanzt großartig", sage ich, um Nana zu beruhigen, aber sie hört gar

→





Fortsetzung von Seite 89

nicht zu. Sie grübelt vor sich hin, während Pepita verlegen ihr Kleid glatt streicht.

„Ich hätte dich gern ins Haus gebeten", sagt Nana endlich. „Aber es ist schon zu spät. Die Kinder und Manolos Frau schlafen schon. Und wir haben nur dieses eine Zimmer für unsere beiden Familien." Mit einer müden Handbewegung umschreibt sie den Hof. „Auf diesem Patio siehst du vierzehn Türen. Jede führt zu einem einzigen Zimmer, und in jedem Zimmer wohnen zwei bis drei Familien, und wenn die Kinder heiraten, kommen wieder neue dazu. Wenn du weg sein wirst, dann werden die Männer mit ihren Strohmatten vor die Tür kommen, um im Hof zu schlafen."

Ich hatte diese fast unbeschreibliche Wohnungsnot in allen Städten Spaniens angetroffen, hier aber, im Anblick dieser Freunde, die ich einst als ein lustiges Zigeunervolk kennengelernt hatte, das unbekümmert mit seinen Wagen durchs Land zog und sein Lager aufschlug, wo immer es ihm gefiel, überkommt mich plötzlich eine ohnmächtige Scham. Ich greife in die Tasche, wie viele von uns es automatisch tun, wenn sie ein schlechtes Gewissen haben und sich für einige Pfennige freikaufen wollen. Aber meine Hand bleibt stecken. Unmerklich haben sich die Gestalten meiner Freunde gestrafft. Pepita sieht plötzlich wieder so aus wie in der Tasca, als sie herausfordernd ihr Zigeunertum beanspruchte. Es wird unheimlich still. Schnell ziehe ich ein Paket Zigaretten aus der Tasche und reiche es herum. Nana und Manolo atmen erleichtert auf. Pepita greift zögernd zu. Auch ich brauche jetzt eine Zigarette, denn es wird mir klar, daß ich in dieser einen Sekunde diesen Menschen die tiefste Erniedrigung erspart habe.

Wir plaudern noch ein wenig. Dann verabschiede ich mich. Als ich langsam in der Dunkelheit davonschlendere, begleiten mich die Stimmen der Kinder mit ihrem „olé, Toro, olé" – und dieser männliche Ruf des Kampfes klingt hier, in der Nacht, wie der verzweifelte Schrei nach einem besseren Leben.

Warten auf Francos Tod

Als wir wieder in Madrid sind und die Bilanz unserer sechswöchigen Spanienreise ziehen, sieht das Bild so düster aus, daß ich mich entschließe, einen alten Bekannten aufzusuchen, einen Falangisten, der mittlerweile zu einem bedeutenden Posten in der faschistischen Einheitspartei aufgestiegen ist, um ihm unverblümt meine Meinung zu sagen.

Er empfängt uns mit überströmender Freundlichkeit und versteht es sofort, eine Atmosphäre zu schaffen, als hätten wir uns nicht vor zehn Jahren das letzte mal gesehen, sondern gestern.

Zwei andere Falangisten sind mit ihren Frauen geladen. Man ist elegant, man spricht von tausend Dingen. Das Abendessen ist ausgezeichnet, die Bedienung so wundervoll, gute französische Weine so reichlich, daß ich meinen Groll vergesse und vergnügt mitplaudere über Chruschtschew, Amerika, den arabischen Nationalismus und die gelbe Gefahr. Kein Wort über Franco, das scheint hier zum guten Ton zu gehören.

Als die Herren sich ins Rauchzimmer zurückziehen, ruft mein Bekannter seinem Dienstboten zu, uns für die nächste halbe Stunde nicht zu stören, und schließt sorgfältig die Tür.

„Was hast du auf dem Herzen?" fragt er mich. „Am Telefon klang deine Stimme gar nicht freundlich. Was ist los?"

Ich werfe einen bedeutungsvollen Blick auf seine beiden Freunde, aber lachend sagt er: „Du kannst frei sprechen. Und wenn du uns dein Wort gibst, weder unsere Namen noch unsere Stellungen preiszugeben, wollen auch wir ganz offen sein. Einverstanden?"

„Einverstanden."

Ich erzähle, was wir während unserer Rundreise gesehen haben, spreche von der Armut, der Wohnungsnot, den unnützen Prunkbauten, der sozialen Ungerechtigkeit, den Gefängnissen. „Ich wollte es mir nur von der Seele reden", sage ich abschließend. „Jemandem sagen können, der mitverantwortlich ist, daß ihr aus diesem wundervollen Volk eine Masse von armen Heuchlern gemacht habt. Wenn ihr die zwanzig Jahre eurer Macht nicht damit verbracht hättet, euch Denkmäler zu setzen, wäre Spanien heute kein unterentwickeltes Land."

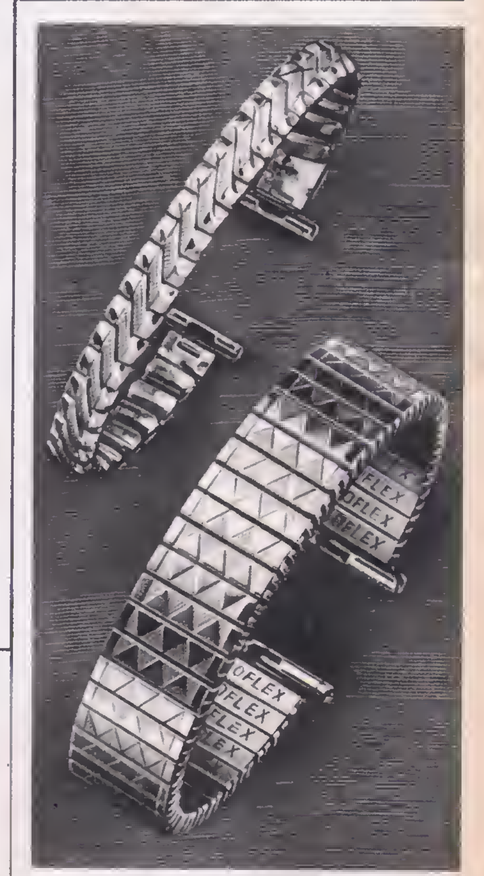
Zu meinem Erstaunen protestiert keiner. Nach einer kurzen Pause sagt mein Gast vollkommen ruhig: „Du hast recht. Dieses Land befindet sich in einem Zustand, daß wir uns schämen müssen, mitverantwortlich zu sein. Wir sind es aber nur insofern, als wir damit einverstanden waren, die offiziellen Träger des Regimes zu spielen, ohne die soziale Revolution durchzuführen, die auf unserem Programm steht. Franco hat es uns versprochen. Aber er hat dieses Versprechen nie eingelöst, sondern den Generälen, Konservativen und der Kirche freies Spiel gelassen und ihnen erlaubt, uns in Schach zu halten. Die Falange ist somit einmal betrogen worden – aber sie will es nicht ein zweitesmal werden. Darauf kannst du dich verlassen."

Mein Gastgeber, den ich der Einfachheit halber Pedro nennen werde (und seine Freunde Carlos und Paco), steht auf und schließt das Fenster.

„Auch wir müssen vorsichtig sein", sagt er lächelnd, „denn du sollst noch einiges erfahren. Wir warten auf Francos Tod. Wir wünschen ihn nicht für morgen – wir brauchen den Caudillo noch –, aber wir bereiten uns darauf vor und hoffen, daß es nicht mehr zu lange dauern wird."

Als Carlos mein Erstaunen sieht, unterbricht er: „Franco hat uns gezeigt, wie man in der Politik manövrieren muß. Sein opportunistischer Wirklichkeitssinn hat uns gelehrt, ebenfalls Realisten und Opportunisten zu werden. Aber mit einem Unterschied: Für ihn ist die Macht eine persönliche Angelegenheit, eine höchst private Sache, und die letzten zwanzig Jahre sind für ihn nichts anderes als seine Biographie. Für uns aber bleibt die







Macht die einzige Möglichkeit, einen alten Wunsch zu verwirklichen: die Revolution, verbessert durch zwanzig Jahre Erfahrung. Früher wollten wir eine romantische Revolution, die sich eigentlich in Worten erschöpfte. Heute wollen wir eine greifbare Wirklichkeit, wie es sie in Rußland gibt. Von einem entgegengesetzten Ausgangspunkt kommend, sind wir heute am gleichen Punkt angekommen wie die Russen. Wir wollen die Revolution des Proletariats. Deshalb auch bleiben wir auf unseren Posten. Die Geduld ist die erste Tugend eines jeden Revolutionärs."

Als ich Pedro frage, ob ich diese Information in meinem Artikel wiedergeben darf, antwortet er mir sehr ernst:

„Wenn du weder Namen noch Titel angibst – natürlich. Du mußt nicht glauben, daß die Veröffentlichung solcher Erklärungen die Aufmerksamkeit auf uns ziehen wird. Wir sind nämlich keine kleine isolierte Gruppe. Was du hier gehört hast, kannst du von vielen führenden Männern hören, die für die Öffentlichkeit weiterhin Falangisten sind und treue Anhänger Francos. Im Grunde bilden wir heute die einzige soziale Macht, auf die sich Franco stützt. Und es ist in unserem Interesse, die Treue zum Regime aufrechtzuerhalten. Wir können uns den billigen Luxus der Sozialisten und Monarchisten nicht leisten, die aus ideologischen Überlegungen laut protestieren und sich dadurch demaskieren."

Er bricht plötzlich ab: „Aber trinken wir noch etwas, du siehst sehr nüchtern aus."

„Da soll man nicht nüchtern werden", stöhne ich. „Man hat mir gesagt, daß Kontakte bestehen zwischen einigen Gruppen der Falange und der verbotenen kommunistischen Partei. Ich habe selbst festgestellt, daß die Mehrzahl der jungen spanischen Intellektuellen mit dem Marxismus flirtet, man hat mir sogar erzählt, euer berühmter Torero Dominguin sei ein Freund der Kommunisten. Aber in dieser Luxuswohnung aus eurem eigenen Mund zu erfahren, daß marxistische Ideen heute die Falange beherrschen, eine Partei, die allgemein als das letzte Überbleibsel des Faschismus betrachtet wird, das ist wirklich eine Überraschung, auf die ich einen guten Schluck brauche."

Wir stoßen an. „Auf was sollen wir trinken?" frage ich. Wir blicken uns fragend an. Es scheint schwer zu sein, einen Toast zu finden, der uns allen genehm ist. „Auf daß Papa Franco uns bald die Erbschaft abtritt", schlägt Carlos zögernd vor. „Ach, Quatsch", ruft Pedro. „Auf das Leben. Das wollen wir doch alle leidenschaftlich, um unsere Ideen zu verwirklichen." Wir leeren unsere Gläser, und mir wird plötzlich klar, wie diese Männer sich verändert haben. Waren nicht sie es, die während des Bürgerkrieges auf den Tod tranken und sich in die Schlacht stürzten mit dem Ruf: „Es lebe der Tod."

Ich wende mich wieder an Pedro. „Wenn Franco eure Positionen kennt, muß er doch alles versuchen, euch von euren Posten zu verdrängen."

„Warum sollte er das? Wir unterstützen ihn doch, und im übrigen weiß er nicht, wer bei uns diese Ideen vertritt. Andererseits vergißt du, weil du aus einem Lande kommst, wo sich die Politik jetzt wieder in der Öffentlichkeit abspielt, daß Diktaturen unvermeidlich eine unmo-

→

Fortsetzung von Seite 91

ralische Wirklichkeit schaffen, die jeder annehmen muß, der politisch interessiert ist. Wenn die normale Moral verschwindet, wird eine Notmoral geboren, eine brutal vereinfachte Moral, die nur noch den Nutzen kennt. Aus purer Notwendigkeit sind Tausende von Spaniern zu Spezialisten des politischen Doppelspieles geworden. Die meisten, die heute Francos Politik machen, arbeiten zugleich am Umsturz. Genau wie wir, so bereiten auch die Monarchisten und bürgerlichen Kapitalisten ihre Zukunft vor. Diese Zukunft ist der Tod Francos. In jenem Augenblick müssen wir alle unser wahres Gesicht enthüllen. Unsere kapitalistischen Gegner rechnen mit der Armee. Aber da werden nur die hohen Offiziere mitmachen. Die unterbesoldete Masse gehört zu uns. Im übrigen haben wir das gesamte Proletariat durch die Gewerkschaften, die wir schon zwanzig Jahre kontrollieren, fest in der Hand. Die Gewerkschaft ist ein mächtiges Werkzeug, das bis heute unbenutzt geblieben ist. Durch sie wird die Revolution getragen werden, wenn der Augenblick gekommen ist."

„Aber wie seid ihr spanischen Falangisten zu Marxisten geworden?" will ich wissen.

Paco ergreift das Wort. Er ist der Jüngste von ihnen. Vielleicht dreißig Jahre alt. Er gehört nicht zu der „alten Garde".

„Sie müssen berücksichtigen", sagt er, „daß wir von Kindheit an zum Haß gegen den liberalen und demokratischen Kapitalismus erzogen worden sind. Man hat uns zum Beispiel gelehrt, daß die soziale Gleichheit erstrebenswerter ist als die Freiheit. Jeder Spanier ist durch die Jugendorganisationen der Falange gegangen und besitzt deshalb über den Kapitalismus, die politische Freiheit, die Demokratie kritische Vorstellungen, die ungefähr denen entsprechen, die ein Russe aus seiner ideologischen Schulung mitbringt."

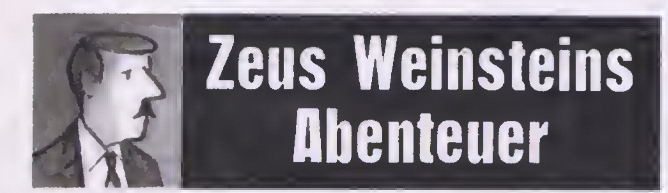
Pedro unterbricht ihn: „Du mußt nicht vergessen, Gordian, daß unsere offizielle Propaganda uns bis vor einigen Jahren Rußland als das Beispiel eines verhungerten, unterentwickelten Landes hingestellt hat. Plötzlich sehen wir eine mächtige Sowjetunion, in der nach unseren Begriffen Ordnung herrscht und soziale Gleichheit. Da wir, wie du weißt, das demokratische Freiheitsideal ablehnen und uns auch von der Religion abgewandt haben, weil die Erstarrung des spanischen Katholizismus in seinen traditionellen Formen ihn jedes persönlichen Gefühlswertes beraubt hat, mußten wir Falangisten unvermeidlich auf die Idee kommen, daß Rußland genau das verwirklicht hat, was wir von Anfang an als den Kern unseres Programms bezeichnen. Für einen Mann, der nicht an die Freiheit glaubt und eine proletarische Revolution wünscht, ist es deshalb schwer, sich nicht dem sowjetischen Regime sehr nahe zu fühlen. Es ist nicht einmal das in Rußland vergossene Blut, das ihn abschrecken könnte, weil wir selbst für Ideen getötet haben, und zwar vollkommen sinnlos, denn bis heute haben wir sie nicht verwirklichen können. Du wirst verstehen, daß es ein historischer Unsinn wäre, wenn die Falange nicht vom Kommunismus angezogen würde. Heute, wo der russische Kommunismus eine neues Gesicht hat, gut gekleidet ist, patriotisch aussieht und mächtig geworden ist, weil er eine soziale Disziplin erzwungen hat, die unseren Ideen gemäß den Streik und die Freiheit als altmodische und unrealistische Begriffe verurteilt, gibt es keinen echten Falangisten, der im sowjetischen System, wenn nicht einen Freund, so doch ein Beispiel sieht. Im Augenblick teilen sich die spanischen Falangisten in zwei Gruppen. Jene, die sich zum Kommunismus bekannt haben und heimlich mit ihm verbündet sind. Und jene, die nicht von der Kommunistischen Partei beherrscht sein wollen, sondern versuchen, die Revolution ohne sie und vor ihr zu machen."

„Und zu welcher Gruppe gehört ihr?" frage ich.

Pedro legt mir freundlich die Hand auf die Schulter. „Das, Gordian, ist ein Geheimnis, das wir heute noch für uns behalten müssen."

→

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind nicht beabsichtigt, sondern rein zufällig





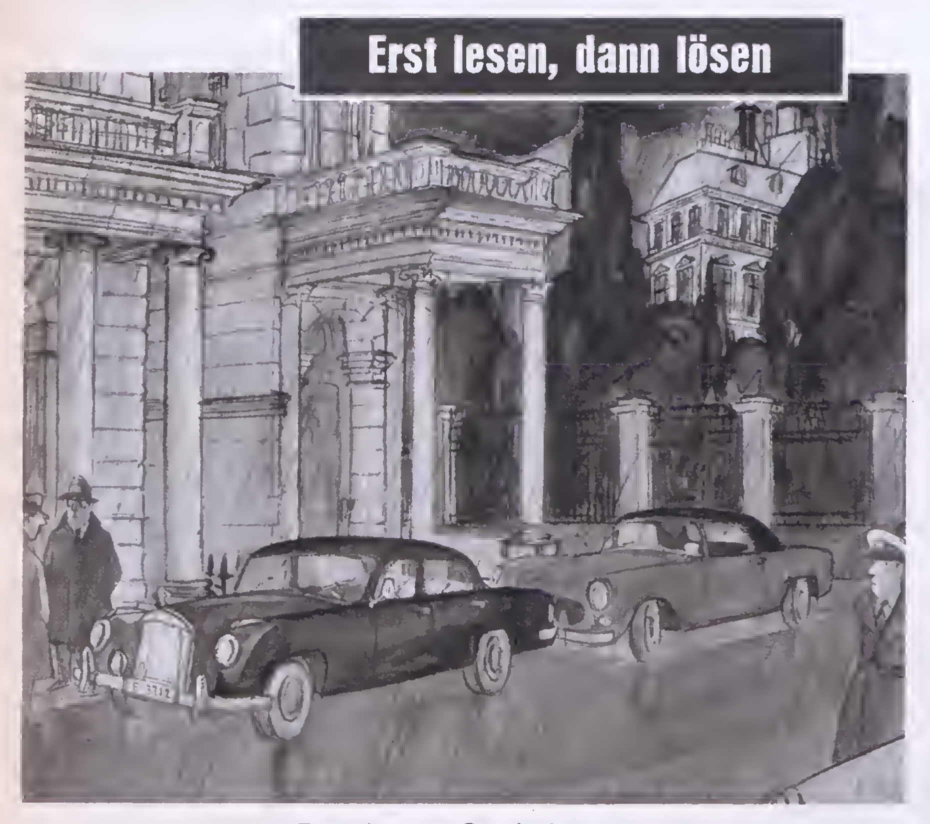
Der Kommerzienrat *ist zunächst sehr liebenswürdig, aber als Polizeirat K. (rechts) ihm auf den Kopf zusagt, daß er ihn wegen Fahrerflucht vernehmen wolle, droht er mit seinen Beziehungen zum Polizeipräsidenten*

18. Fall: Keine Angst vor hohen Tieren

Sie müssen mir helfen, lieber Weinstein, ich stehe vor der unangenehmen Aufgabe, eine der maßgeblichsten Persönlichkeiten unserer Stadt unter dem Verdacht der Fahrerflucht zu vernehmen ..." Polizeirat K., ein Kollege Zeus Weinsteins aus der Zeit, als der berühmte Detektiv noch als Kriminaloberrat im aktiven Dienst war, bemüht sich, seine Erregung zu verbergen. Ein stählerner Klang ist in Weinsteins Stimme, als er antwortet: „Wir dienen dem Recht, lieber Freund, ohne Ansehen der Person! Seien Sie sich Ihrer Verpflichtung als Beamter und Mensch bewußt. Kommen Sie, ich begleite Sie in die Höhle des Löwen."

Als die Herren die Halle der Villa betreten, kommt ihnen die maßgebliche Persönlichkeit im Hausmantel entgegen. „Herr Kommerzienrat", beginnt Polizeirat K., „Sie haben um neunzehn Uhr zwanzig, also vor einer halben Stunde, in der Kaiserstraße einen Fußgänger mit Ihrem Wagen angefahren und verletzt. Sie sind weitergefahren, ohne sich um den Verunglückten zu kümmern. Drei Passanten haben den Vorfall beobachtet und unabhängig voneinander Ihre Wagennummer F 3712 der Polizei mitgeteilt." – „Aber meine Herren, das muß ein Irrtum sein. Ich schwöre Ihnen, ich habe seit heute morgen mein Haus nicht verlassen. Mein Wagen steht den ganzen Tag vor der Tür. Ich habe als einziger die Wagenschlüssel. Und im übrigen verbitte ich mir ..." – „Sagen Sie das bei der Vernehmung", unterbricht der Polizeirat K., „Herr Kommerzienrat, ich muß Sie bitten, mitzukommen."

Erst lesen, dann lösen



Eine dumme Geschichte, *murmelt Polizeirat K., der neben Zeus Weinstein vor der Villa der stadtbekannten Persönlichkeit steht. Die Herren betrachten den schweren Wagen, der vor einer halben Stunde einen Unfall verursacht hat*

Frage: Was beweist, daß die Angaben des Kommerzienrats nicht stimmen?

Teilnahmebedingungen: 1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten des Stern. 2. Die Lösung muß auf einer Postkarte an ZEUS WEINSTEIN BEIM STERN, Hamburg 100, geschickt werden. Fügen Sie den Vermerk „Preisausschreiben Nr. 286" hinzu. Einsendeschluß ist der 28. Oktober 1959 (Poststempel). 3. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost.

1. Preis: eine Präzisions-Armbanduhr im Werte von 150 DM

2.—6. Preis je ein Sternbuch im Werte von 19,— DM bis 25,— DM; 7.—16. Preis je ein Sternbuch im Werte von 14,80 DM bis 16,80 DM; 17.—31. Preis je ein Sternbuch im Werte von 9,80 DM; 32.—81. Preis je ein Sternbuch im Werte von 7,80 DM. Die Gewinner der Preise 2—81 können nach freier Wahl aus der Produktion des Nannen-Verlages ihre Wünsche bekanntgeben.

Ergebnis des Weinstein-Preisausschreibens Nr. 282

(„Der Schurkenstreich des Herrn in Nr. 15"). Die Frage lautete: Was entlarvt den ganzen Einbruch als Schwindel? Die Scherben der eingeschlagenen Fensterscheibe liegen auf dem Hof. Wenn das Fenster tatsächlich von außen zertrümmert worden wäre, hätten die Scherben auf dem Fußboden im Innern liegen müssen.

1. Gewinner (eine goldene Armbanduhr): Herr Alfred Alet, Hagen i. W. Die Gewinner der Preise 2—81 werden durch die Post verständigt.

Reinhold das Nashorn

Zeichnungen von Pirol
Verse von Basil



Herrlich, wenn in Feld und Wald froher Saitenklang erschallt.

Sternschnuppen

BOHRE UND LABORE. Im rheinhessischen Marktflecken Wällstein wallte sich ein Zahnarzt in den Sandstein am Eingang seines Hauses die alte lateinische Mänchsregel „ara et labara" einmeißeln lassen. Dabei unterliefen ihm in den drei Warten zwei arthagraphische Fehler; die Inschrift lautet jetzt „are et labare".

SITZT. Ein Schneidermeister, der im Celler Zuchthaus eine lange Freiheitsstrafe verbüßt, mußte dort Richterraben und Unifarmen herstellen. Er wirtschaftete dabei heimlich größere Staffmengen heraus, mit denen er zunächst einem Bekannten in Bad Sachsa Maßkleidung lieferte. Durch dessen Vermittlung verschaffte er sich auch nach weitere Aufträge, die er mit festen Lieferfristen erledigte. Als man seinem Versandgeschäft auf die Spur gekommen war, verlängerte der Richter die Strafe um weitere acht Manate.

RANGORDNUNG. Da in der spanischen Stadt Villareal Fußballplatz und Friedhaf nebeneinanderliegen, wurden Begräbnisse häufig durch den Lärm der Fußballzuschauer gestört. Einige Bürger verlangten Abhilfe. Der Stadtrat beschlaß daraufhin, daß Leichenbebegängnisse zu unterbleiben haben, salange ein Fußballspiel stattfindet.



Doch durch lästiges Insekt
wird der Musikant erschreckt.



„Seht ihn – er ist wundervoll –
zur Gitarre Rock'n'Roll!"



Mancher wurde bloß gebissen –
und das Volk war hingerissen!

SCHNAPPSCHUSS. Am Homburger Bismarckdenkmal drückte ein Tourist einem jungen Mann einen wertvollen Fotooporot in die Hond und bot, er mäge ihn doch einmal knipsen. Als der Tourist die Stufen zum Denkmal hochgeklettert war, sah er sich vergebens nach seinem Helfer um. Er wor mit dem Apporat verschwunden.

TABULA RASA. Beim Internatianolen Chirurgenkangreß in München flatterten am Deutschen Museum die Flaggen von 43 Teilnehmerstaaten, bis die Vertreter Ratchinas verlangten, daß die Farben Notianolchinos zu verschwinden hätten. Die Kangreßleitung vermied jede diplomatische Verwicklung, indem sie alle Fahnen einzog, mit Ausnahme der bayerischen und der Münchner Stodtforben. Als Begründung gab sie on, sie habe die hohen Mieten für die vielen Flaggen nicht mehr bezahlen können.

KURZFASSUNG. Der Wochenspielplan der Berliner ASTA-Lichtspiele faßte — als Zeitungsanzeige — einen ganzen Lebens- und Liebesroman gerafft zusammen. Dort liefen nacheinonder folgende Filme: „Fr: Das Liebesleben des schönen Franz, SbdStg: Küß mich nach einmal, Mo: Und wer küßt mich, DiDo: Vater, Mutter und 9 Kinder."

UNGENIESSBAR. Von dem Bezirksgericht in Halle wollte — wie die SED-Zeitung „Freiheit" berichtet — ein Ehemann geschieden werden, weil seine Frou sich weigere, sich von Zeit zu Zeit die Füße zu waschen. Außerdem verderbe sie beim Kochen jedes Gericht. Seine Klage wurde abgewiesen.

SPIONAGE. In Dresden verhoftete die Polizei einen britischen Staatsangehörigen als mutmaßlichen Agenten, weil der Zimmerkellner im Hatel festgestellt hatte, daß der Reisende eine fremde Offiziersuniform mit sich führte. Der Mann war tatsächlich englischer Oberst — bei der Heilsarmee.

TAUSENDFÜSSLER. Var einem Innsbrucker Gericht mußte sich ein Skilehrer verontwarten, weil er in ganz Tiral gebrauchte Skistiefel aufgekauft und sie als die Schuhe des Weltmeisters Toni Sailer an Andenkensammler weiterverkauft hatte.

GEWOHNHEIT. Der erste Taschendieb, den die Polizei auf dem diesjährigen Münchner Oktoberfest faßte, weinte nach seiner Verhaftung so heftig, daß ihm ein Kriminalkammissar ein Taschentuch leihen mußte. Als der Dieb auch das Taschentuch nach einsteckte, fragte der Beamte: „War das nun ein Versehen ader schan ein Rückfall?"

Fortsetzung von Seite 20

Podola: Ich

wie ich hieß. Ich sah Dr. Williams hilfesuchend an.

„Soviel wir wissen, heißen Sie Günther Podola", sagte er, und dann buchstabierte er, und ich schrieb P-o-d-o-l-a.

Wenige Minuten später brachte man mich mit einem anderen Wagen gefesselt in ein Haus. Ich hörte, daß es das Brixton-Gefängnis war.

Sie gaben mir die Nummer 6310 und brachten mich ins Gefängnishospital.

Dort konnte ich mich mit anderen Gefangenen unterhalten und Bücher aus der Bibliothek lesen.

Dann kamen die medizinischen Versuche, mein Gedächtnis wieder wachzurufen – und festzustellen, ob die „Amnesia", wie sie es nannten, wirklich echt sei.

Es gab niemanden, der den Ärzten dabei lieber geholfen hätte als ich. Ich habe mich mit allem einverstanden erklärt. Sie machten Röntgenaufnahmen, und schließlich haben sie mir mit einer langen Spritze Flüssigkeit aus dem Rückenmark gezogen.

Es tat furchtbar weh, aber es half alles nichts.

Eines Tages sah ich in einem Buch aus der Gefängnisbibliothek das Foto des Empire State Building in New York.

- Plötzlich hatte ich das Gefühl, ich hätte dieses Gebäude schon einmal gesehen.
- Eines Abends, als es schon dunkel war, glaubte ich mich zwischen den Schienen einer Eisenbahn liegen zu sehen. Der Zug fuhr über mich hin, und ich mußte mich an die Erde pressen. Aber ich weiß nicht, ob ich das wirklich früher einmal erlebt habe.
- In der gleichen Nacht stand plötzlich ein anderes Bild vor meinen Augen. Ich saß an einem ovalen Tisch, darauf stand ein Kuchen und eine brennende Kerze. Auf der anderen Seite des Tisches saß eine junge Frau mit einem Baby auf dem Schoß.

Während des Prozesses hat man mir Fotos einer jungen Frau mit einem Kind gezeigt. Ich glaube, es war die Frau, die ich in jener Nacht zu sehen glaubte.

Sie sagen, es sei Ruth Quandt; sie sei meine Verlobte gewesen, und das Kind sei mein Sohn Micky.

Ich glaube es ihnen. Aber ich kann mich weder an den Namen erinnern noch daran, wo ich mit dieser Frau gelebt habe.

Und wo ist sie jetzt? Wenn ich einen Sohn habe, warum kann mir niemand sagen, wo mein Junge ist?

Ich fragte die anderen Gefangenen. Aber sie waren sehr merkwürdig und zurückhaltend. Sie behandelten mich, als ob ich geistesgestört wäre. Sie redeten mir gut zu, aber sie antworteten mir kaum auf meine Fragen.

Mr. Williams hat mir gesagt, daß ich

habe noch 13 Tage zu leben

in Deutschland geboren sei und in Kanada gearbeitet hätte.

Einer von meinen Mitgefangenen konnte ein paar deutsche Sätze. Er ist nach dem Kriege als Soldat in Deutschland gewesen. Ich sprach deutsch mit ihm. Ich weiß auch, daß es einen Krieg gegeben hat.

Aber wo war ich damals?

Es ist, um wahnsinnig zu werden.

Aber ich bin nicht wahnsinnig. Ich sitze hier in meiner Zelle und schreibe mir dies alles von der Seele. Ich weiß genau, wo ich bin. In der Todeszelle von Wandsworth. Gegenüber meinem Bett ist die Tür zum Hinrichtungsraum.

Dreizehn Tage noch, dann wird sie sich öffnen.

Ich weiß das alles. Und ich erinnere mich an jede Kleinigkeit, die geschah, seitdem ich angekettet unter Schmerzen in meinem Bett aufwachte.

Aber was früher war, bleibt alles im Dunkeln.

Gleich wird mir der Wärter das Essen bringen. Er wird die Klappe der Tür zum Gang öffnen. Die Klappe mit dem kleinen Guckloch darin.

In dreizehn Tagen wird der Henker durch dieses Guckloch blicken. Er wird mein Gewicht abschätzen, und er wird sehen wollen, ob mein Nacken stark genug ist. Denn er muß genau berechnen, wie lang der Strang sein darf, an dem ich hängen werde, wenn sich die Falltür unter mir öffnet.

Ich habe alle Einzelheiten in einer Zeitung lesen können, die man mir gestern gab. Sie standen in einem Artikel, der gegen die Todesstrafe gerichtet war. Aber der Autor hat wohl nicht daran gedacht, daß ich es lesen würde.

Ich kann jetzt nicht mehr weiterschreiben. Vielleicht geht es morgen. Dann will ich von dem Brief berichten, der mein Schicksal entschied.

Der Brief kam aus Southsea und war unterschrieben von einem Mr. Ron Starkey.

Wegen dieses Briefes werden sie mich hängen. Denn ich beantwortete ihn. Ich wußte nicht, wer dieser Starkey war, aber ich meinte, er müsse mich doch kennen, wenn er so freundschaftlich an mich schrieb.

Vielleicht wußte er etwas über meine Vergangenheit. Vielleicht konnte er mir helfen. Und darum antwortete ich ihm ebenso freundschaftlich.

Meine Antwort hat Mr. Starkey nie erreicht. Sie landete auf dem Tisch des Anklägers.

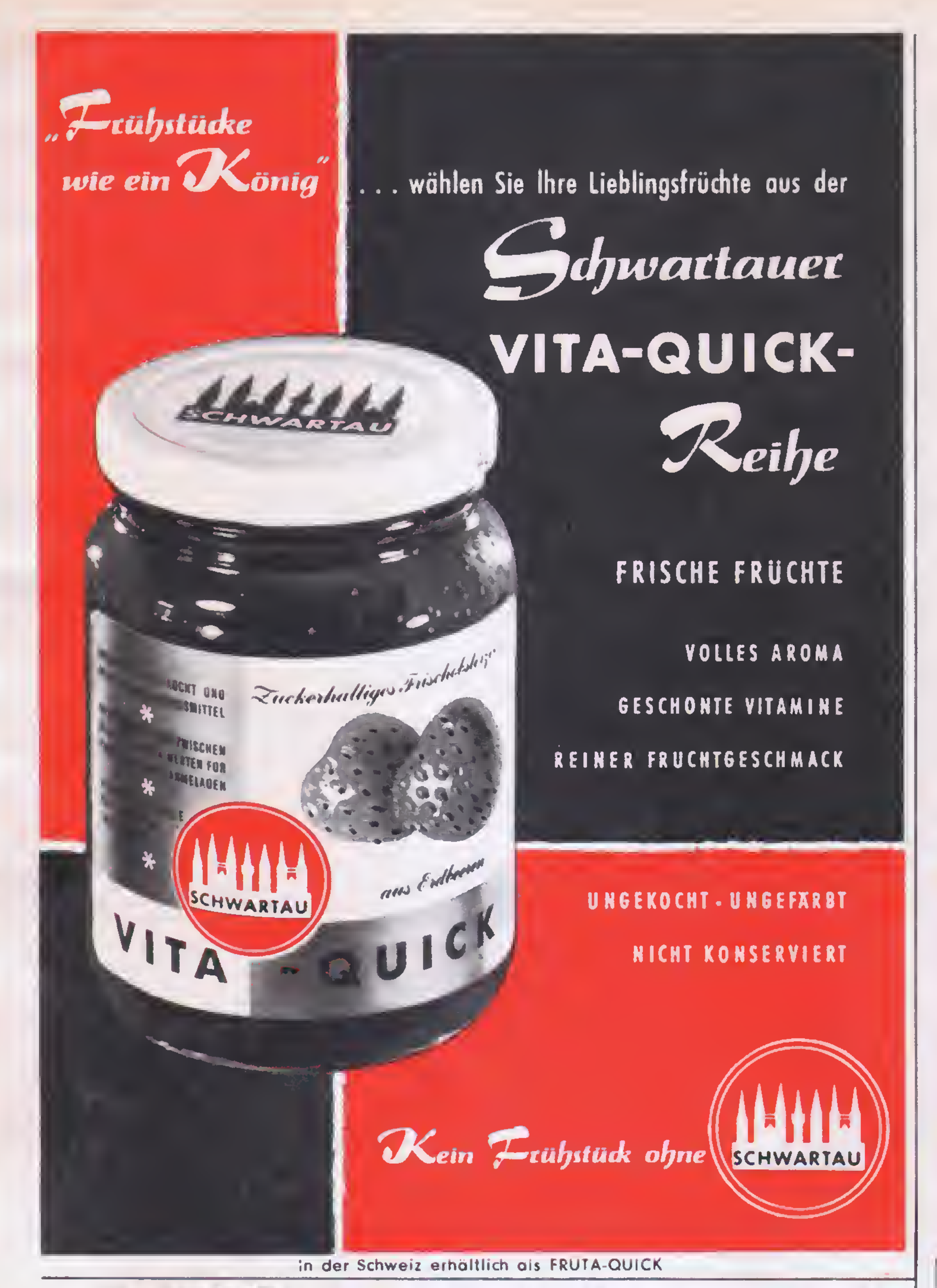
Anmerkung der Redaktion:

Dies ist der erste Teil des Berichtes, den Günther Podala an zwei Tagen in der Todeszelle van Wandswarth-Prison schrieb, und den er beendete, acht Stunden bevor Innenminister Butler den Hinrichtungstermin aufschob. Der STERN maßt sich keine Entscheidung darüber an, ob Padala die Wahrheit sagt oder nicht. Vier von sechs sachverständigen Ärzten, die im Prozeß zu Wort kamen, haben den Gedächtnisschwund bestätigt. Der in der britischen Rechtsgeschichte einmalige Akt des Innenministers, der wenige Tage vor den Parlamentswahlen den Hinrichtungsaufschub anordnete, gibt immerhin zu denken. Padalas Rechtsanwalt Mr. Morris Williams bestätigte, daß er zunächst auf Padolas Wunsch von einem Revisionsantrag abgesehen habe. Schließlich aber sei er aus menschlicher Pflicht und juristischer Verantwortung zu dem Entschluß gekommen, doch noch gegen das Todesurteil zu appellieren.



Der Henker Harry Allen *ist der Nachfolger des berühmten britischen Henkers Pierrepoint, dessen Assistent er 20 Jahre lang war. Wie sein Vorgänger ist Harry Allen im Privatleben ein biederer Gastwirt. In seinem Junction Hotel in Whitefield bei Manchester trinken die Bürger abends ihr Bier. Für jeden Gehenkten erhält Allen ein Honorar von £ 10 (120 DM) und sämtliche Reisespesen*

So stehen die Dinge, während dieser Bericht in Druck geht. Wir werden ihn in der nächsten Woche fortsetzen. Lesen Sie dazu auch den Brief Henri Nannens aus London auf Seite 5 dieses Heftes.





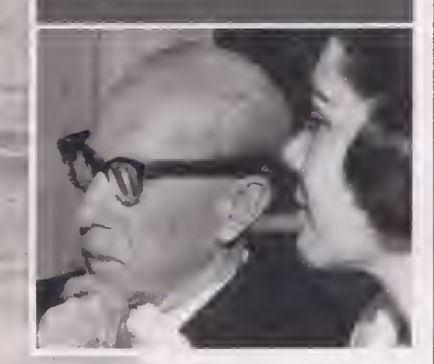


Das Totenschiff auf Kinowellen

Mit den Schauspielern Horst Buchholz (links) und Mario Adorf in den Hauptrollen dampft „Das Totenschiff" zur Zeit durch unsere Kinos. Ein realistischer, ein sehr männlicher Film, der die Geschichte von dem jungen Seemann Philip Gale erzählt. Sein Schiff ist ohne ihn abgefahren, und nun sitzt er in einem fremden Hafen, ohne Papiere. Ein Mensch ohne Papiere aber ist kein Mensch; er darf eigentlich gar nicht existieren, denn er hat ja keinen Paß und keinen Stempel, der aus ihm erst einen Menschen macht. So landet Philip Gale auf einem brüchigen alten Kahn, dem „Totenschiff". Dort fragt keiner nach Papieren, denn die Besatzung ist näher am Tod als am Leben.

Der Film wurde nach dem Roman gedreht, den der Schriftsteller B. Traven in den zwanziger Jahren geschrieben hat. Bei der Uraufführung in Hamburg stand erneut die Frage im Mittelpunkt, die seit Jahrzehnten diskutiert wird: Wer ist B. Traven? Bis heute gibt es darauf keine eindeutige Antwort. Der Mann, der „Die Weiße Rose", „Der Schatz der Sierra Madre", „Die Rebellion der Gehenkten", „Der Karren" und „Ein General kommt aus dem Dschungel" geschrieben hat, gab sich bis auf den heutigen Tag nicht zu erkennen. Die Vermutung, daß Traven der in Mexiko lebende dänische Schriftsteller Berick Traven Torsvan sei, wurde vom letzten Ministerpräsidenten Dänemarks,

Ist dies B. Traven?



Hal Groves nennt sich dieser Mann, der als „Bevollmächtigter B. Travens" von Mexiko nach Deutschland kam. Eine elegante, dunkelhaarige Frau begleitete ihn. Groves vermied alles, um den Schleier des Geheimnisses um den Schriftsteller Traven zu lüften. Aber soviel weiß man: Als der Film „Das Totenschiff" kurz vor der Vollendung stand, sagte Groves in Berlin zu Regisseur Georg Tressler, er werde wegen einer bestimmten Filmszene mit Traven telefonieren, um sich dessen Einverständnis zu holen. Am Abend kam Groves wieder mit der Antwort: „Mr. Traven ist einverstanden." Fest steht jedoch, daß Hal Groves in der Zwischenzeit mit niemandem telefoniert hatte

H. C. Hansen, bestritten. Hansen hat selbst einige Bücher Travens aus dem Deutschen ins Dänische übersetzt und hält ihn der Sprache und dem Denken nach für einen Deutschen. Eine andere Vermutung geht dahin, Traven sei kein anderer als der deutsche Schriftsteller Fred Maruth, der gleich nach dem ersten Weltkrieg die Zeitschrift „Der Ziegelbrenner" herausgegeben hat, im Jahre 1919 zum Tode verurteilt wurde, aber nach Mexiko entkommen konnte. Schließlich geht das Gerücht, unter dem Pseudonym Traven verberge sich eine Gruppe mehrerer Autoren, zu der auch der amtierende Präsident von Mexiko und seine Schwester gehören.

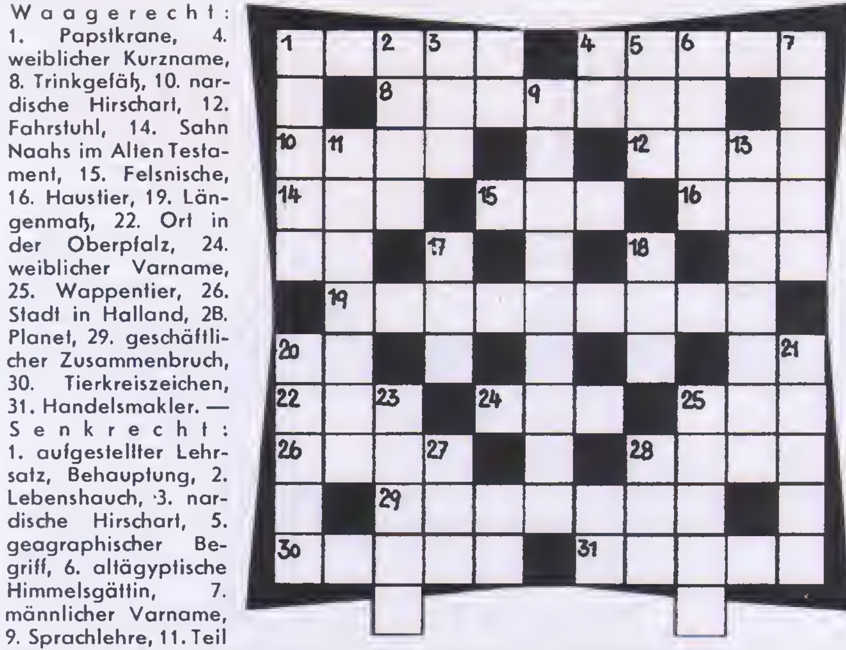
Wer ist B. Traven? Man weiß es bis heute sowenig wie vor dreißig Jahren. Aber wenn man es morgen erführe – vielleicht wäre es eine Ernüchterung?







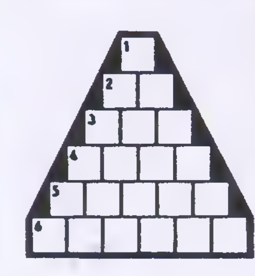
Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Papstkrone, 4. weiblicher Kurzname, 8. Trinkgefäß, 10. nordische Hirschart, 12. Fahrstuhl, 14. Sohn Noahs im Alten Testament, 15. Felsnische, 16. Haustier, 19. Längenmaß, 22. Ort in der Oberpfalz, 24. weiblicher Vorname, 25. Wappentier, 26. Stadt in Halland, 28. Planet, 29. geschäftlicher Zusammenbruch, 30. Tierkreiszeichen, 31. Handelsmakler. — Senkrecht: 1. aufgestellter Lehrsatz, Behauptung, 2. Lebenshauch, 3. nordische Hirschart, 5. geographischer Begriff, 6. altägyptische Himmelsgättin, 7. männlicher Vorname, 9. Sprachlehre, 11. Teil eines Autos, 13. Verkehrsmittel, 17. Bergwiese, 18. griechischer Buchstabe, 20. Zahlungsmittel, 21. Sohn des Agamemnon in der griechischen Sage, 23. Fehler, Schandfleck, 25. chemisches Element, 27. Pöbel, 28. physikalische Arbeitseinheit. (ch = ein Buchstabe.)

Pyramidenrätsel

Die Wörter der nachstehenden Bedeutung sind von oben nach unten waagerecht in die Felder der Figur einzutragen. Bei jedem nachfolgenden Wort sind die Buchstaben des vorhergehenden zu verwenden und ein neuer Buchstabe hinzuzufügen:



Bedeutung der Wörter: 1. Konsonant, 2. persönliches Fürwort, 3. physikalische Arbeitseinheit, 4. Stadt in Thüringen, 5. weiblicher Vorname, 6. Raubtier.

Magisches Quadrat

Aus den Buchstaben: aaaaaaa e l mm nnnn pp rrr ss tt sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und so in die Felder der Figur einzutragen, daß sie jeweils waagerecht und senkrecht gleichlauten:

1. moderner Tanz,
2. Söller,
3. Himmelskörper,
4. Stadt in Oberitalien,
5. Staat in Hinterindien.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — an — bahn — bau — bi — bie — bo — bo — de — de de — de — der — dar — e — e — e — e — ef — ei — el — er — eur — fek feld — ga — gam — ge — gie — gis — go — hae — ich — il — in — irr — it kla — la — le — le — le — lei — li — li — li — li — lo — ma — men — nat ne — ner — ni — na — a — a — a — an — at — pu — rat — re — re — ra rup — rus — sau — schwanz — sen — seur — ster — ta — tek — ten — the thel — thy — ti — tis — tiv — to — tum — tur — ve — ze — zer — sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Emanuel Geibel ergeben: 1. Schlingpflanze, 2. Versehen, 3. Machwerk, 4. technischer Beruf, 5. Wertpapiere, 6. spanische Weinschenke, 7. griechische Sagengestalt, 8. Rabenvogel, 9. ausgestorbenes Riesenreptil, 10. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 11. Stierkämpfer, 12. Unterabteilung bei Behörden, 13. Stadt in Schleswig-Holstein, 14. Vulkanausbruch, 15. Strom in Afrika, 16. Drama von Shakespeare, 17. australischer Urwaldvogel, 18. Volksverführung, 19. Namenverzeichnis, 20. Zögling, Schüler, 21. Zwergmensch, 22. Verkehrsmittel, 23. kleines Raubtier, 24. männlicher Vorname, 25. amerikanischer Dichter (geb. 1888), 26. Spielleiter, 27. Geheimpolizist.

1 .... 14 ....
2 .... 15 ....
3 .... 16 ....
4 .... 17 ....
5 .... 18 ....
6 .... 19 ....
7 .... 20 ....
8 .... 21 ....
9 .... 22 ....
10 .... 23 ....
11 .... 24 ....
12 .... 25 ....
13 .... 26 ....
27 ....

Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 41

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Apfel, 4. Arsen, 7. Bob, 8. Ern, 9. UNO, 10. Hindu, 12. Ahr, 14. Dresden, 18. Ast, 20. Amt, 21. Ute, 22. Tuerkei, 25. Not, 27. Regen, 30. Mai, 31. Lot, 32. Ger, 33. Alpen, 34. Anita. — Senkrecht: 1. Abend, 2. Pol, 3. Lei, 4. Andante, 5. Enz, 6. Nogat, 10. Hus, 11. Besen, 13. Ranke, 15. Rat, 16. Datteln, 17. Emu, 19. See, 21. Ulema, 23. Ren, 24. Indra, 26. Mal, 28. Eta, 29. Met.

Raten und Rechnen:

63 + 24 = 87
— — —
51 + 13 = 64
12 + 11 = 23

Rätselgleichung: A = Oka, B = Nadel, C = Abo, D = Ger, x = Kandelaber.

Silbenrätsel: 1. Elevator, 2. Meteorologie, 3. Rosengarten, 4. Einzeller, 5. Drüse, 6. Takelage, 7. Serapis, 8. Idealismus, 9. Tedeum, 10. Ohrtrompete, 11. Niederlande, 12. Estomihi, 13. Inspiration, 14. Drillbohrer; die ersten und dritten Buchstaben, beide von unten nach oben gelesen, ergeben: „Die Not ist der Meister der Künste."

Magisches Quadrat: 1. Fakir, 2. Arosa, 3. Koran, 4. Isaak, 5. Ranke.

Das Sportgespräch

Ich kenne Herbert Schade — ehemaliger Deutscher Meister im Langstreckenlauf und Olympiadritter — als einen charakterfesten Mann mit Prinzipien. Das hat er jetzt erneut bewiesen. Schade, der zuletzt Trainer der deutschen Langstreckenläufer war, hat sein Amt aus Pratest gegen die willkürlichen Maßnahmen der Führung des Deutschen Leichtathletik-Verbandes (DLV) niedergelegt. Er hat dem Verband Abzeichen und Ausweis zurückgeschickt. Letzter Anlaß zu diesem Entschluß war ein Varfall beim Leichtathletikländerkampf Deutschland gegen die Sawjetunian in Moskau. Hier wurde nach seinem 5000-Meter-Lauf der abgekämpfte Ludwig Müller — gegen Schades Einspruch — auch noch über 10 000 Meter eingesetzt.

Ich finde diese Haltung bewundernswert. Denn hier zeigt endlich einmal ein Mann Rückgrat und verzichtet lieber auf graße Spartreisen, die mit seinem Traineramt verbunden sind, bevar er sich willenlas fügt. Ich wallte, es gäbe auch in anderen Spartverbänden nach mehr Männer wie Herbert Schade. Var allem unter den Aktiven, denn die Umgangstäne, die hier oft van Funktianären Wettkämpfern gegenüber angeschlagen werden, klingen nicht gerade varnehm.

Was bisher nur Eingeweihte wußten, sprach der ehemalige Eurapameister im Kurzstreckenlauf, Heinz Fütterer, aus. Es war bei einer Pressebesprechung var dem Länderkampf gegen Palen in Käln. Fütterer erklärte, daß die Aktiven das Vertrauen zur Leichtathletikführung verlaren hätten.

Wenn Sie, lieber Sternleser, nun glauben, diese Kluft zwischen den Spartlern und den Funktianären känne durch eine vernünftige Aussprache überbrückt werden, dann kennen Sie das „Funktianärs-Unwesen" im deutschen Spart nicht. Diese Herren Funktianäre halten sich nämlich für unfehlbar. Und was nach viel schlimmer ist, sie sind fast unabsetzbar. Wer hier einmal die Spitze erklammen hat, hält sie in der Regel bis zu seinem Tade. Denn es sind begehrte Posten, auch wenn sie auf sagenannter ehrenamtlicher Basis ausgeübt werden.

Was sall nun die graße Masse der Spartler dagegen tun, die auf die Wahl dieser Leute nie einen Einfluß ausüben kann? Sie kännte auf parlamentarischem Wege ihr Mißtrauen aussprechen und die Betreffenden auffardern, zurückzutreten. Dazu bedarf es aber einer Organisation, zumindestens einer Sammlung van Unterschriften. Da aber schan die Vereinsführer selten zu den mutigsten Männern zählen, ist salch ein Organisieren der Oppasitian praktisch gar nicht mäglich. Das wissen die Herren an der Spitze zu genau, und sie regieren weiter: im alten Sinne, nach eigenem Ermessen.

Als Rebell erwies sich auch der Olympia-Vierte im Hindernislauf, Heinz Laufer. Der Deutsche Leichtathletik-Verband lud ihn ahne Begründung nicht zu einem Ausscheidungsrennen für den Länderkampf gegen Palen nach Dartmund ein. Da fuhr Laufer auf eigene Kasten und gewann überlegen. „Mit mir kännt ihr salche Dinge nicht machen", erklärte er den verblüfften Funktianären. Wer aber hat van den Aktiven schan das Geld, auf eigene Kasten van Stuttgart nach Dartmund in die Ungewißheit eines Ausscheidungsrennens zu fahren? Denn neben Geld und guten Nerven gehärt eine graße Portian Selbstvertrauen zu salch einem Unternehmen.

Selbstvertrauen hatte auch der palnische 400-Meter-Läufer Chalewa, als er van dem Trainer des berühmten Klubs ASV Käln, Heinz Schlundt, mit den Warten begrüßt wurde: „Du wirst staunen, wie gut inzwischen dein Gegner Kaufmann gewarden ist." Chalewa lachte herzerfrischend und antwartete: „Ich bin auch gut." Und nach einer Pause: „Was ist schan, wenn ich verliere, deshalb tut mir keiner etwas."

Ihm tat niemand etwas, als er später gegen Kaufmann verlar, und der Pale hat seine Fröhlichkeit behalten. Bei unseren Leichtathleten hat man aber häufig den Eindruck, daß sie nach Niederlagen Standpauken befürchten. Und dann lassen sie die Käpfe hängen.

Bis zum nächsten Mal
Ihr

Helmut Sohre





Sterne lügen nicht

DIE WOCHE VOM 18. BIS 24. OKTOBER 1959

Politisch dürften auch diese Tage keioe nennenswerten oder gar für eine dauerhafte Befriedung der Welt wesentlicheo Veränderungen bringen. Die nach Selbständigkeit strebenden Völker erhalten nicht die Unterstützung, die sie erhoffen. Frankreich muß vielleicht erneut erkennen, daß es eine schnelle Lösung seiner Probleme nicht erreichen kann. Im Osten überschneiden sich die Tendenzen besonders stark. Rußlands Aktivität macht sich im Augenblick weniger bemerkbar. Auf wirtschaftlichem Gebiet könnten Internationale Verbandlungen zu befriedigendem Abschluß gebracht werden. Die Technik wartet mit neuen Konstruktionen auf. Kriegerische Auseinandersetzungen sind sehr unwahrscheinlich.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Das Einvernehmen, das sich in der letzten Zeit noch wesentlich gebessert hat, erleichtert es Ihnen, eine neue Regelung durchzusetzen. Am 21./22. X. erhalten Sie vielleicht ganz unerwartet einen amtlichen Bescheid.
1.—9. Januar Geborene: Ihr Ehrgeiz könnte kritisiert werden und eine Entwicklung eher verlangsamen als beschleunigen. Am 19./20. X. kann es vielleicht niemand mit Ihnen aufnehmen, ehenso am Wochenende.
10.—19. Januar Geborene: Abmachungen dürften rechtskräftig werden. Ob Sie von den Konkurrenten dann in Ruhe gelassen werden, ist eine andere Frage. Am 22./23. X. bietet sich Ihnen eine neue ungewühnliche Chance.

WASSERMANN

20.—29. Januar Geborene: Halten Sie sich an einer Stelle nicht zu lange auf, nehmen Sie auch kleinere Aufträge mit. Sie lernen Leute kennen, die Ihnen bald voo größtem Nutzeo sein werden. Verzichten Sie am 24./25. X. auf ein Vergnügen.
30. Januar bis 8. Februar Geborene: Alles Private snllte Sie im Augenblick nicht interessieren. Umstellungen sind im Gange, die vielleicht auch Sie betreffen. Am 22./23. X. ist es von entscheidender Wichtigkeit, daß Sie dabei sind.
9.—18. Februar Geborene: Ein Prozeß ist abgeschlossen. Sie sind der Gewinner und haben nun wieder alle Bewegungsfreiheit. Am 19./20. X. wäre es gut, wenn Sie mit einem bis in die Einzelheiten fertigen Plan aufwarten könnten.

FISCHE

19.—28. Februar Geborene: Etwas ist im Gange, was die gegenwärtige Harmonie stören könnte. In materieller Hinsicht haben Sie dagegen nichts zu befürchten. Am 19./20. X. sollten Sie sich passiv verhalten, denn zuerst müssen Sie klarer sehen.
1.—10. März Geborene: In der Öffentlichkeit machen Sie gute Figur. Vielleicht bedenkt man Sie hald mit einer Hauptrolle. Schonen Sie sich am 20./21. X. nach Möglichkeit, die kommenden Tage verlangen Ihnen viel ab.
11.—20. März Geborene: Ihre Spitzen-Position ist überhaupt nicht zu erschüttern. Neue ehrenvolle Aufgaben warten auf Sie. Gehen Sie am 21./22. X. keine Versprechungen nach mehreren Seiten ab. Am 23./24. X. sind Sie sehr glücklich.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Unstimmigkeiten lassen sich beilegen. Allmählich knmmeo nach einer sehr lebhaften und schwierigen Zelt wieder Tage der Ruhe für Sie. Überschätzen Sie nicht, was sich am 18./19. X. ereignet, und unterschätzen Sie nicht, was der 23./24. X. andeutet.
31. März bis 9. April Geborene: Nachrichten lassen auf sich warten, eine Beziehung wird vorübergehend lockerer. Machen Sie nicht den Versuch, mit Gewalt zu erreichen, was man Ihnen am 18./19. X. oder 24./25. X. nicht freiwillig gewährt.
10.—19. April Geborene: Eine Prüfung ist gut ausgefallen. Die Verbesserung Ihrer materiellen Lage kann von heute auf morgeo Tatsache werden. Zeigen Sie sich am 20./21. X., es ist möglich, daß man Sie vertraulich etwas fragen will.

STIER

20.—30. April Geboreoe: Was Sie in der letzten Zeit verloren haben, gewinnen Sie doppelt und dreifach zurück. Sie haben die Möglichkeit, Ihre Existenz auf eine neue und snlidere Basis zu stellen. Lassen Sie sich am 22./23. X. nicht von Stimmungen leiten.
1.—10. Mai Geborene: Sie verstehen es, Ihre Umgebung für sich zu gewinnen und für Ihre Ziele einzuspannen. Ühertreiben Sie dabei nur nicht. Ein Experiment am 22./23. X. ist zu gewagt, als daß Sie es wiederholen sollten.
11.—20. Mai Geborene: Ihre Beziehungen reichen weit, und deshalb wird Ihr Start auch glücken, selhst wenn man Sie nicht dazu überreden kaon, einen weitaus günstigeren Zeitpunkt abzuwarten. Jemand bat Sehnsucht nach Ihnen.

ZWILLINGE

21.—31. Mai Geborene: Sie stehen abermals vor einer neuen Situation, die zu meistern Ihnen unter Umständen einige Mühe bereitet. Stellen Sie nur die nüchternsten Überlegungen an. Am 24./25. X. freut Sie ein Besuch herzlich.
1.—11. Juni Gebnrene: Ihre bisberige Partnerin scheint es sich anders überlegt zu hahen. In selchem Falle sollten Sie sie nicht halten wollen. Ein Geschäft am 22./23. X. ist lohnend, der Einsatz ist allerdings ziemlich hoch.
12.—21. Juni Geborene: Sie eilen von Erfolg zu Erfolg. Ob Sie sich dabei restlos glücklich fühlen, ist aber nicht ebenso sicher. Vielleicht sollten Sie einmal gründlich ausspannen. Am 20./21. X. sind Sie ausgesprochen schwierig.

KREBS

22. Juni bis 1. Juli Geborene: Sie dürfen damit rechnen, daß Ihre Bemühungen gewürdigt werden und daß man sogar bereit ist, sich das etwas kosten zu lassen. Am 21./22. X. geben Sie einen Entschluß vielleicht öffentlich bekannt.
2.—12. Juli Geborene: Man hat volles Verständnis für Sie. Eine Bitte oder einen Wunsch äußern Sie bestimmt nicht vergeblich. Fühlen Sie am 18./19. X. privat vor, aber verraten Sie es um Himmels willen niemand.
13.—22. Juli Geborene: In Ihrem Leben tritt eine sehr glückliche Wendung ein. Hindernisse, die einer Verbindung im Augenblick noch im Wege stehen, lassen sich gewiß beseitigen. Der 19./20. und 23./24. X. sind große Glücksdaten.

LÖWE

23. Juli bis 2. Augusi Geborene: Ihre neuen Unternehmen haben mehr Vorbereitungen gekostet, als Sie voraussehen konnten. Die ersten Gewinne sind nun aber in greifbarer Nähe. Am 23./24. X. ist ein Tip von weiblicher Seite nicht gut.
3.—12. August Geborene: Der Vorstoß, den Sie im Schilde führen, verspricht in der nächsten Woche mehr Erfolg. Habeo Sie sich schon angemeldet, so versuchen Sie, eine Verschiebung der Termine zu erreichen. Das Wochenende wird schñn.
13.—22. August Geborene: Sie wagen sich weit vor, aber momentan ist keio Risiko damit verbunden. Beruflich beginnt eio glänzender Abschnitt für Sie. Am 22./23. X. gehen Sie hoffentlich keine weiteren Verpflichtungen ein.

JUNGFRAU

23. August bis 2. September Geborene: Die Aufgaben, die man Ihnen übertragen hat, scheinen Ihnen nicht zu liegen. Solange Sie soviel dabei verdienen, werden Sie Ihren Angehörigen gegenüber einen Wechsel kaum verantworten können. Sagen Sie für den 21./22. X. lieber ab.
3.—12. September Gebnrene: Hängen Sie, was Sie bewegt und mit welchen Absichten Sie sich tragen, nicht an die große Glocke. Vielleicht finden Sie sich schon bald vor einer ganz neuen Lage. Am 22./23. X. erreichen Sie einen Höhepunkt.
13.—22. September Geborene: Sie haben Ihre Leistungen in der letzten Zeit erstaunlich steigern können. Immer mehr Leute setzen auf Sie. Am 23./24. X. müssen Sie zu Ihrem Wort stehen.

WAAGE

23. September bis 2. Oktober Gebnrene: Weitere Entspannungen zeichnen sich für Sie ab. Wenn Sie nur ein bißchen Verhandlungsgeschick beweisen, können Sie am 19./20. oder 24./25. X. wesentlich mehr herausholen, als man Ihnen bisher zu bewilligen bereit war.
3.—12. Oktober Geborene: Drängen Sie Ihre Partner nicht, sie haben im Mument andere Sorgen. Daß Ihnen etwas entgeht, brauchen Sie außerdem keine Sekunde zu befürchten. Am 19./20. X. interessiert sich jemand für Sie.
13.—23. Oktober Geborene: Alles hängt in der jetzigen Situation von Ihrer Initiative, Ihrem Können und Ihrer Anpassungsfähigkeit ah. Am 20./21. X. werden Sie vielleicht von den Ergebnissen enttäuscht sein.

SKORPION

24. Oktober bis 2. November Geborene: Ein großer Aufstieg kündigt sich an. Halten Sie aber nicht einzig und allein das Materielle für wichtig. Man wird Sie menschlich scharf unter die Lupe nehmen, ehe man Sie endgültig mit dem neuen Posten betraut.
3.—12. November Geborene: Es wird Ihnen nicht schwerfallen, Ihre Ghancen richtig abzuschätzen. Verlangen Sie nicht weniger, aber auch nicht mehr. Am 22./23. X. sind Sie müglicherweise nicht in der allerbesten Form.
13.—22. November Geborene: Sie erreichen nun doch noch genau das, was Sie angestrebt haben und dann schon aufstecken wollten. Am 19./20. X. kommt die erste Sache ins reine, und am 23./24. X. brlngen Sie die letzte unter Dach.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Sie haben einen weiten Weg vor sich, aber wenn er hinter Ihnen liegt, sind Sie ein reicher und glücklicher Mensch. Am 18./19. X. müssen Sie Abschied nehmen, am 24./25. X. sind Sie von einer neuen Umgebung begeistert.
2.—11. Dezember Geborene: Für Ihre privaten Angelegenheiten finden Sie kaum das richtige Verständnis. Diese Lektion vergessen Sie hnffentlich nie mehr. Am 20./21. X. ist man bereit, für Ihre fachliche Mitwirkung jeden Preis zu zahlen.
12.—21. Dezember Geborene: Jetzt sind Sie wieder in Ihrem Element. Vielleicht versammein Sie Ihre Mitarbeiter, um sie io Ihre nächsten großen Vorhaben einzuweihen. Am 21./22. X. gewinnen Sie einen Spitzenkönner für sich.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER

GEBOREN ZWISCHEN 18. UND 24. OKTOBER 1959

Diese Kinder entwickeln sich zu sehr willensstarken, konsequenten Menschen. Keine Schwierigkeit kaon sie daran hindern, den einmal eingeschlagenen Weg bis zum Ende zu verfolgen. Selbständig leisten sie mehr als in abhängiger Stellung, je komplizierter und verantwnrtungsvoller eine Aufgabe ist, um so mebr reizt es sie, sich daran zu versuchen. Sie haben ihre Grundsätze, die sie keinem gegenüber verleugnen und gegen die sie um keinen Preis verstoßen werden. Ihr Leben besteht aus Arbelt, nur für ihre Familie nehmen sie sich so viel Zeit, wie man nur vun ihnen erwarten kann. Alle werden sich eio beachtliches Vermñgen erwerben, das sie sehr genau verwalten. Wer aber ihre Hilfe sucht, kommt nicht umsonst. Die Mädchen heiraten ibre grnße Liebe. Das Glück läßt sie ihr ganzes Leben lang nicht im Stich. Ibre Partner haben gemeinsam, daß sie beruflich ungewöhnlich erfolgreich sind.

SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger

Der neue Bayernmeister führt eine scharfe Klinge

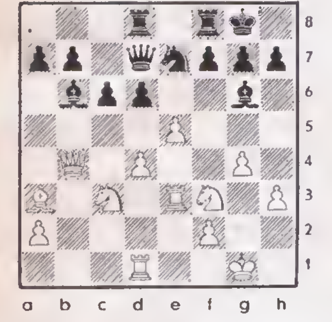
Partie Nr. 298

Evansgambit

Gespielt um die bayerische Meisterschaft in Tirschenreuth, Juli 1959

Weiß: Höhenberger — Schwarz: Gerner

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. Lf1—c4 Lf8—c5 4. b2—b4 (Das historische Evansgambit, mit dem im vorigen Jahrhundert die größten Meister ihre Siege erkämpften. Mit so alten „Waffen" seine Gegner zu überraschen, verrät eine geschickte, taktische Einstellung.) 4. ... Lc5×b4 5. c2—c3 Lb4—c5 6. 0-0 d7—d6 7. d2—d4 e5×d4 (Sehr gewagt. Vollkommen sicher ist die von Weltmeister Dr. Lasker empfohlene Rückgabe des Mehrbauern mit 7. ... Lb6. Nach der Folge 8. d×e5 d×e5 9. D×d8+ S×d8 10. S×e5 hat der Nachziehende das bessere Endspiel.) 8. c3×d4 Lc5—b6 9. Tf1—e1 Sc6—a5 (Schwach, weit besser war die Entwicklung einer neuen Figur, z. B. 9. ... Lg4.) 10. Sb1—c3 Sa5×c4 11. Dd1—a4+ c7—c6 12. Da4×c4 Sg8—e7 13. Lc1—a3 0-0 14. Ta1—d1 (Damit ist der Anziehende bereits vollkommen entwikkelt.) 14. ... Lc8—g4 15. Te1—e3 Dd8—d7 16. h2—h3 Lg4—h5 (Das ist die Hauptursache des Verlustes. Nach dem Grundsatz „ein Feind weniger", sollte Schwarz hier seinen Läufer gegen den Springer tauschen.) 17. g2—g4 Lh5—g6 18. Dc4—b4 Ta8—d8 19. e4—e5 (Nun ist Weiß fast am Ziel seiner Wünsche angelangt. Für seinen geopferten Bauern hat er jetzt gefährlichen Angriff mit den vielseitigsten Drohungen.) 19. ... c6—c5 (Das Schlagen des Bauern durch 19. ... d×e5 scheitert an 20. S×e5.) 20. Db4—b3 c5×d4 21. e5×d6 (Eine



Stellung nach dem 19. Zuge von Schwarz

prickelnde Stellung ist nun entstanden.) 21. ... d4×c3 (Danach ist es rasch aus. Relativ am besten wäre noch 21. ... d×e3 gewesen. Nach 22. d×e7 e×f2+ 23. Kg2 Ld3 konnte Schwarz noch zähen Widerstand leisten.) 22. Te3×e7 Dd7—c8 23. Sf3—e5 Lb6—c5 24. Te7—c7 c3—c2 25. Tc7×c8 c2×d1 D+ 26. Db3×d1 Lc5×a3 27. Tc8×d8 Tf8×d8 28. d6—d7 La3—e7 29. Dd1—d5 Le7—f6 30. f2—f4 Lf6×e5 31. Dd5×e5 Schwarz gibt auf.

In diesem bestechenden Stil gewann der Sieger der Partie die diesjährige bayerische Meisterschaft.

GRAPHOLOGIE

Schriftprobe und Schriftanalyse von

A. S., weiblich, 78 Jahre.

Daß die Schrifturheberin das Beste aus ihrem Leben zu machen versteht, wollen wir ihr insofern gern glauben, als sie noch von erstaunlicher Frische, Aufnahmefähigkeit und Rührigkeit ist und die besten Chancen hat, 100 Jahre alt zu werden.

Auf Grund dieser Tatsache halten wir es auch für selbstverständlich, daß die Schreiberin noch vieles selbst tut, gern unter Menschen geht, an allen Ereignissen interessierten Anteil nimmt und Langeweile nicht kennt, weil sie sich stets zu beschäftigen weiß.

Seit 1951 bin ich

Die Schreiberin verfügt außerdem über eine beachtliche Portion Willenskraft, so daß sie ihre Vorhaben, soweit es an ihr liegt, auch durchführen wird. Erwerb und Besitz achtet sie nicht gering, hat aber ein vernünftiges Verhältnis zu diesen.

Im Umgang mit ihren Mitmenschen erweist sich die Schreiberin als anschlußfreudig und mitteilsam, ohne indessen mehr zu sagen, als ihr richtig erscheint. Alles Überspannte und Übertriebene liegt ihr nicht. Ihr Wirklichkeits- und Tatsachensinn setzt sie in die Lage, das rechte Maß aller Dinge zu erkennen.

Hier ausschneiden!

Wir vermitteln Ihnen im Namen und für Rechnung unseres Graphologen gern eine graphologische Charakterskizze zu einem Vorzugspreis von vier Mark pro Schriftprobe. Überweisen Sie den Betrag auf das Stern-Postscheckkonto Hamburg 84 80, Abteilung Graphologie. (Nachnahme des Betrages ist leider nicht möglich.) Schicken Sie uns gleichzeitig mit der Post: a) diesen

Anrechtschein für Schriftanalyse

b) 25–30 Zeilen fortlaufende Handschrift, keine zerschnittenen Texte, keine Abschriften! c) Angaben über Ihren Beruf, Ihr Alter und Ihr Geschlecht, d) einen frankierten Briefumschlag mit Ihrer Adresse. Unser Graphologe versucht, Ihnen innerhalb von vier Wochen zu antworten. 59/42

Abwechslung ist Trumpf bei Milkana!



Zum Wein Cambri auf Cräcks, darauf Zwiebelringe oder Lachsschnitzel.



Sonntagsfrühstück Milkana Gold auf Kaiserbrötchen mit Schinkenstreifen.

Probieren Sie, was Ihnen am besten schmeckt:

Mild, herzhaft, würzig oder pikant.

Milkana hält alles für Sie bereit - in appetitlichen

Rundschachteln und beliebten Ecken -

Delikatessen aus edlem Käse und guter Butter.

Wählen Sie, genießen Sie!

Kinder-Schnitte Knäckebrot mit Sahne-Käsecreme, dazu Weintrauben.

Stärkung zwischendurch
Kräftiger Limburger auf Bauernbrot mit kleinen Gurken garniert.

Für jeden Geschmack die richtige Sorte

MILKANA

MF 95